





4. 4.



Nützliche Sachen  
für den lieben  
Bürgers = und Bauersmann  
um  
Betrüger zu entlarven,  
Geld zu sparen  
und  
Verbesserungen von mancherlei Art  
anzubringen.

---

---

Leipzig,  
bei Georg David Meyer  
1796.

Sächsische  
Landesbibliothek

26. APR. 1933

Dresden

---

**Vorrede**  
**des Herausgebers.**

**D**iese Aufsätze sind vorzüglich dem  
Bürgers und Bauersmanne be-  
stimmt. Ich glaube nicht, daß diese  
sie ganz ohne Nutzen aus den Händen  
legen werden. Wenn Männer  
von Einfluß nicht ganz der gegen-  
theiligen Meinung sind, so bitte ich

X

Sie

Sie im Namen der besten, der arbeitsamen Classe des Staats, etwas zur Verbreitung dieser Blätter durch ihr Ansehn beizutragen. Das meiste wird man für eigne und neue Arbeit erkennen und des Entlehnten wegen nicht so streng mit mir rechnen, weil ich es der Absicht seiner Verfasser, der weitem Verbreitung, näher bringe.

Auch finde ich die Herausgabe dieser Blätter deswegen nicht unnöthig, weil ich mich nicht erinnere, daß die Herrn Kunstrichter mit ihren gerechten

Kla



Klagen über die ungeheure Büchermenge in unsern Tagen auf solche Bücher gezielt hätten, die, wie das Noth- und Hülfsbüchlein, der Kalendermann u. d. gl. vorzüglich zur Belehrung des Volks geschrieben sind. Wenn erst solche Bücher durch ihre Menge hinlänglich verbreitet und sich dem Volke gleichsam aufdringen gelesen zu werden, so wird auch der Vorrath nützlicher Wahrheiten aus der Natur und dem gemeinen Menschenleben mehr in Umlauf kommen, wodurch der Aberglaube, die Betrügerei gewinn-

VI

winnfuchtiger Leute nach und nach am  
besten verdrängt und Aufklärung beför-  
dert wird.

Leipzig, den 11. December

1795.

---

312

---

# Inhalt.

---

I. Harnbeschauer, Urinmänner.	S. 1
II. Marktschreier, nebst Hanswurst.	— 6
III. Wunderdoctorn.	— 8
IV. Was ist von Hausmitteln zu halten?	— 26
V. Was ist Sympathie?	— 32

## VIII

- VI. Haben die Stellungen der Sterne  
in der Stunde unserer Geburt  
einen Einfluß auf unser Schick-  
sal? S. 42
- VII. Vom Osterwasser. — 50
- VIII. Siebenschläfer. — 58
- IX. Die Kröten. — 62
- X. Goldmacherei. — 72
- XI. Wäre es wohl gut, wenn es immer  
beym Alten bliebe? — 88
- XII. Vorschläge die Wanzen zu vertreiben. — 97
- XIII. Mittel die Fliegen zu vertreiben. — 110
- XIV. Vertreibung der Mäuse und Ratten  
in den Häusern. — 118
- XV. Mittel wider die Feldmäuse. — 126
- XVI. Mittel wider das Ungeziefer auf  
dem Kopfe. — 130

XVII.

- XVII. Wider die Kornwürmer. S. 135
- XVIII. Zeichen, woran die Wuth der  
Hunde zu erkennen. — 145
- XIX. Mittel wider den Biß toller Hunde. — 151
- XX. Mittel wider die Erdflöhe. — 170
- XXI. Etwas von den Metallen in Rück-  
sicht auf die menschliche Ge-  
sundheit. — 173
- XXII. Flecken aus Wäsche und Kleidern  
zu bringen — 193
- XXIII. Wider das Erfrieren der Bäume. — 213
- XXIV. Benutzung der wilden Kastanien  
auf Stärke und Seife. — 220
- XXV. Benutzung der Kartoffeln auf  
Käse. — 224
- XXVI. Benutzung der Kartoffeln auf  
Stärke und Stärkmehl. — 230

X

XXVII. Wie werden die Englischen Käse  
gemacht? S. 235

XXVIII. Wider das Gerinnen der  
Milch.

---

1.

---

I.

Harnbeschauer, Urinmänner.

**D**ergleichen Betrüger, die die Leichtgläubigkeit einfältiger Leute zu benutzen wissen, und so mit der Gesundheit ihrer Nebenmenschen ein strafwürdiges Spiel treiben, giebt es leider noch hier und dort. Sie verdanken ihre Existenz der Thorheit ihrer Anhänger, die bei sehenden Augen blind sind. Wenn Jemand ein haufälliges Haus besitzt, ist er wohl so thöricht, einen Stein davon oder einen Balken dem Baumeister hinzutragen, damit derselbe die Reparatur daraus einrichten und anordnen solle. Und wenn er es thäte, würde er nicht allgemein wie ein Wahnsinniger verlacht und verspottet

tet werden? Warum verlacht man aber nicht diejenigen, die den Harn eines Kranken zu dem so genannten klugen Manne tragen, da sie doch nicht im geringsten klüger handeln? Wenn man dem Baumeister einen einzelnen Balken eines Hauses vorzeigt, so kann derselbe allenfalls aus der Beschaffenheit des Balkens ersehen, ob das Haus baufällig ist oder nicht; aber er ist keinesweges im Stande etwas vorzunehmen, wenn er sich nicht zuvor an Ort und Stelle begiebt, und die Sache sorgfältig untersucht. Und so verhält es sich auch mit den Harnbeguckern. Sie können allenfalls sehen, ob der Urin von einem gesunden oder kranken Menschen herkomme, zu welcher Kenntniß eben nicht viel Erfahrung gehört. Wenn daher irgend einmal ein solcher Betrüger durch den Urin eines Gesunden auf die Probe gestellt wurde, und darinnen bestand, so ist das gar kein Wunder,

der,



Der, weil Jeder dieses Kunststück so gut wie der Harnbeschauer machen kann, wenn er sich nur Zeit nimmt, den Urin eines Kranken von dem eines Gesunden unterscheiden zu lernen. Aus dem Urin hingesehen den ganzen Zustand eines Kranken kennen, und Heilmittel anordnen zu wollen, ist die strafbarste Betrügerei. Prüfet nur einmal die Antworten eines solchen Mannes mit Kaltblütigkeit, und seid nicht von seiner Geschicklichkeit eingenommen, so werdet Ihr bald entdecken, daß seine Aussprüche fades Gewäsche, und so beschaffen sind, daß sie auf mehr als zwanzigerlei Krankheiten passen, als: Sehr krank; Mangel des Appetits; Verdrießlichkeit; Schlaflosigkeit; u. d. gl. Und gebt einmal recht Acht, ob er Euch nicht immer genau ins Gesicht siehet, um aus Euren Mienen und Geberden die Krankengeschichte zu lesen. Seid ihr sehr be-

trübt, so macht er ein fürchterliches Gemälde von dem Zustande des Kranken; seid ihr hingegen gleichgültig, so weiß er sein Betragen genau darnach einzurichten. Und so verstehn diese Leute auf eine bewundernswürdige Weise Euch auszulocken, daß ihr gar nichts davon merkt, und alles ihrer Weisheit zuschreibt. Ihre Arzneien müssen folglich von keiner Wirkung sein, und ein Glück ist's noch, wenn sie gar nichts wirken. Denn ist ein solcher Betrüger nicht Unmensch genug, so giebt es wenigstens unschädliche Sachen, als Pillen vom Brodteig; Wasser, worinnen er Kohl oder Möhren gekocht hat, Magentropfen u. d. gl. Ist er aber so dumm, daß er selbst seiner Kunst etwas zutrauet, und allerhand seynsollende Arzneien zusammensudelt, so ist der Schade für den Patienten desto größer, weil sie oft eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringen können. Aber wenn  
auch

auch ihre Gaben ganz unschädlich wären,  
so ist doch der Mangel an Hülfe, die man  
bei ihnen um keinen Preis erhalten kann,  
und die Geldprellerey Bewegungsgrund  
genug, solche Leute zu meiden, und bei ver-  
ständigen Aerzten Rath zu suchen.

---

## II.

## Marktschreier nebst Hanswurst.

Man braucht wenig Menschenkenntnisse zu besitzen, um die Unwissenheit, und Beschränkerei diesen Leuten gleich aus den Augen zu lesen. Welcher geschickte Arzt hat wohl nöthig herumzuziehen und seine Waare auszubieten. Sie könnten, wenn ihre Prahlereien nur halb wahr wären, in ihrem Vaterlande das bequemste, ruhigste und glücklichste Loos genießen, und brauchten nicht ein so elendes, herumziehendes Zigennerleben zu führen. Denn ein geschickter Arzt ist allenthalben angenehm. Aber diese Leute bauen ihr Glück auf die Thorheit der Menschen,

schen,

7  
schen, die sie nur allzugut kennen. Ohne  
ihren Hanswurst wären sie ein Baum ohne  
Saft. Daher findet man sie selten ohne  
einen solchen. Seine Gauckeleien locken  
die Menge herbei, und unter einer großen  
Menge Menschen finden sich immer einige  
leichtgläubige Hülfbedürftige, die ihrer  
Gesundheit und ihrem Gelde gram sind.  
Ich habe mehrere gekannt, wo Hanswurst  
eigentlich der Herr war, und der eigentli-  
che Diener in der mit Gold besetzten Weste  
den Herrn spielen mußte, weil jener im Pos-  
senreißen mehr Meister war. Seht, lieben  
Leute, so betrügt man Euch, und jemehr  
Hanswurst Sprünge und Zoten macht, desto  
mehr opfert ihr. Sie machen Euch weiß,  
daß sie nicht des Geldes wegen, sondern  
blos aus Menschenliebe Ihre Arkana anbies-  
ten, und doch spricht Euch Hanswurst um  
einen Dreier an. Welcher Widerspruch!

---

## III.

## Wunderdoctorn.

Es giebt dergleichen Leute, die einen bestimmten Wohnort haben, und nebenbei noch andere Gauckeleien treiben, z. B. Diebe entdecken. Diese stehen gewöhnlich in dem Rufe, daß sie die angezauberten Krankheiten wegtreiben könnten. Aber wäre es nicht vernünftig erst zu untersuchen, ob solche Krankheiten möglich wären. Dergleichen Krankheiten sollen von bösen Menschen herrühren, die mit dem Teufel in Gemeinschaft stehen, und durch dessen Hülfe allerley Unglück über ihre Nebenmenschen bringen können. Also räumt man dem Teufel

fel

fel eine Macht über die Erde ein? Ist das  
 nicht eine abscheuliche Entehrung der Gott-  
 heit? Welcher gute Mensch wollte sich wohl  
 einer solchen Gotteslästerung theilhaftig  
 machen? Rührt nicht diese Meinung noch  
 aus den ältesten Zeiten unserer wilden Vor-  
 fahren her, die mit vielen noch jetzt wilden  
 Nationen in der Meinung standen: es gä-  
 be einen guten und einen bösen Gott? Soll-  
 ten wohl Christen noch solche, die Gotts-  
 heit entehrende Gedanken, hegen? Ist es  
 wohl etwas anders als eine Einschränkung  
 der Allmacht Gottes, wenn Er neben Sich  
 noch eine andere böse Macht dulden muß,  
 die seinen göttlichen Planen die stärksten  
 Hindernisse in den Weg legen kann? Wenn  
 Ihr abergläubische Menschen von der  
 Wahrheit gedrungen seyd, solche Meinun-  
 gen fahren zu lassen, so gebt Ihr Euch  
 drum noch nicht gefangen, sondern behelft  
 Euch noch mit der Ausrede: Gott ist

zwar

zwar mächtiger als der Böse,  
 und könnte seine Gewalt sogleich  
 aufheben, wenn Er wollte, aber  
 Er läßt es nur zu. Aber dies ist eine  
 noch weit größere Gotteslästerung  
 als die vorige. Wenn ein Mensch, der  
 die Bosheiten eines andern hindern kann,  
 sie dennoch geschehen läßt, was haltet Ihr  
 von dem? Saget Ihr nicht einstimmig, er  
 mache sich der Bosheiten des andern theil-  
 haftig, und es sei eben so gut, als begän-  
 ge er die Bosheit selbst? Nun macht ein-  
 mal die Anwendung auf Gott. Ich getraue  
 mich nicht hierher zu schreiben, zu was  
 Ihr in solchen Fällen die Gottheit macht,  
 O abergläubische Menschen, wohin seid  
 Ihr gerathen!

Wöchte ich doch das Glück haben, daß  
 diejenigen, welche dieses lesen und von die-  
 ser Seuche noch angesteckt sind, auf bessere  
 We



Bege geriethen! Dies würde nicht schwer halten, wenn sie nur der Vernunft Gehör geben und Lehre annehmen wollten. Sie würden aller Orten vernünftige Leute finden, die aus Liebe zur Wahrheit und zur Religion dergleichen Unterricht übernehmen würden. Und giebt es jetzt nicht eine Menge guter und nützlicher Schriften, worinnen verdienstvolle Männer sich Mühe gegeben haben, dergleichen Thorheiten und abergläubische Possen auszurotten?

Es ist sonderbar, daß es Leute giebt, die übrigens ganz vernünftig handeln, und grade in solchen Fällen Thoren sind, wo Pflicht und Gewissen ihnen auferlegt, die Vernunft desto mehr zu Rathe zu ziehen, je größer die daraus entspringenden nachtheiligen Folgen sind, wenn sie es nicht thun. Wenn Jemand eine Uhr besitzt, die nicht mehr gehen will, wird er wohl, um sie wieder in Gang zu bringen, sie

sie

sie beschwören lassen? Gewiß nicht! Aber warum wagen es denn Betrüger nicht, aber gläubische Menschen zu bereden, daß auch böse Menschen an haufälligen Häusern, stockenden Uhren und andern mangelhaften Kunstwerken Schuld wären? Sollte die Macht des Satans sich nicht auch darauf erstrecken können, da ihr selbige ihm doch nicht streitig macht bei Menschen, bei Thieren, bei der Saat auf dem Felde, bey dem Gras auf der Wiese, bei den Früchten der Bäume. Bey solchen Dingen, wo auch der dümmste Mensch die wahre Ursache einzusehen im Stande ist, würde man einen Betrüger sogleich die Larve abziehen können, und deswegen wird Euch Niemand bereden, der Böse habe die Uhr angehaucht oder das Haus sey beschrieen. Wenn ein Wagen schwer geht, und von den Pferden kaum gezogen werden kann, so laßt Ihr ihn nicht durch die sogenannten klugen Männer

Männer

Männer oder Weiber durch Räuchern, durch Besprechen und dergleichen wieder in Stand setzen, sondern Ihr wendet das vernünftigste Mittel dagegen an, Ihr bestreicht die Aze der Räder mit Theer. Ihr würdet denjenigen verlachen und verspotten, der Euch das erstere bereden wollte. Ihr würdet sagen, der Dümteste sieht ein, warum der Wagen nicht leicht gehet. Aber Ihr glaubt in tausend andern Fällen übernatürliche Dinge zu erblicken, weil Ihr vorgebt, nicht einzusehen, wie es natürlich möglich wäre. Ist das ein Grund so zu urtheilen? Wollt Ihr mit dem dummen Indianer glauben, eine Taschenuhr sey ein kleines Thier? Ihr belacht und bemitleidet seine Unwissenheit. Aber denkt nur an Euch zurück. Er kann seine Meinung mit eben den Gründen belegen, womit Ihr die Eurigen unterstützt. Er spricht: ich sehe nicht ein, wie solche kleine Stückchen Metalle so handeln

d e l n

deln oder gehen können, folglich ist eine  
 Taschenuhr ein kleines Thier, das Euch  
 die Zeit anzeigt. Und so macht Ihr es oft  
 auch. Ihr sprecht: wir sehen nicht ein,  
 wie unsere Schweine eingegangen sind, wir  
 Begreifen nicht, warum die Milch roth aus-  
 sieht, und deswegen ist Zauberei im Spiele.  
 Untersucht nur ohne Vorurtheile die Urfas-  
 chen, und ihr werdet mit leichter Mühe sie  
 ganz natürlich finden, und dann nicht nö-  
 thig haben, zu Pöffen Cure Zuflucht neh-  
 men zu dürfen.

Nichts hat mich mehr geschmerzt, als  
 wenn ich gesehen habe, wie kleine, unschul-  
 dige Kinder oft dem Aberglauben und der  
 Unwissenheit ihrer Eltern aufgeopfert wur-  
 den. Wenn sie in ihrer Jugend durch  
 schlechte Behandlung, durch Einzwangung  
 ihrer Gliedmaßen, durch überflüssiges  
 Essen, durch Unreinlichkeit nicht gedeihen  
 konn

konnten und verkrüppelt werden mußten,  
 so sehen sie nicht ein, daß die Schuld bloß  
 an Ihnen liegt, sondern es haben's böse  
 Menschen gethan, und da müssen denn  
 auch übernatürliche Mittel, von einem  
 Wundermanne verrichtet, angewendet wer-  
 den. Was soll dies helfen, wo ein abfüh-  
 rendes Mittel, Mäßigkeit im Essen und  
 Reinlichkeit nöthig ist! Ich habe eine Frau  
 gekannt, die sich davon nährte, junge Wids-  
 hunde für eine Herrschaft aufzuziehen. Sie  
 war Meisterin in ihrer Kunst und keiner  
 mißrieth. Sie wußte, daß sie durch über-  
 flüssiges Fressen weder schlank noch schön  
 wurden: sie wußte es, daß Unreinlichkeit  
 ihrer Gesundheit schadete, und erzog sie  
 ganz der Vernunft gemäß. Aber ihre eigi-  
 nen Kinder wurden mit Mehlkleister des  
 Tags mehr als zehnmal überstopft, sie las-  
 gen oft halbe Tage lang in feuchten Betten,  
 das Ungeziefer peinigte die armen Kleinen  
 nach

nach Herzenslust, und die grausame Mutter ließ da räuchern und allerhand beschworne Büchsen vergraben, wo sie Ordnung und Reinlichkeit anwenden sollte.

O harte Menschen! Euer Eigennuß und Eure Unwissenheit, woran Ihr selbst schuld seid, weil Ihr keine Lehre annehmen wollt, verleiten Euch oft zu ganz widersprechenden Dingen.

Ihr wißt vortreflich ein junges Fohlen zu behandeln, um ein schönes Pferd daraus zu ziehen, und Euer eignes Geschlecht, Euch selbst verkrüppelt Ihr. Dort verliert Ihr wenige Thaler und hier raubt Ihr Euch mit Vorsatz die Freuden Eures Lebens und die Stützen Eures Alters.

Habt doch Mitleiden mit Euren Kindern, haltet sie reinlich, verhütet das Uebers

bers

Verladen ihres Magens, laßt ihre Glieder  
 in Freiheit, und wenn Ihnen etwas fehlt,  
 so erhalt Euch Rathß bei geschickten, ver-  
 ständigen Aerzten; treibt die Quack-  
 sal-  
 ber, die Wunderdoktorn, die alten  
 Weiber, die sich mit Curiren abgeben  
 wollen, von Eurer Schwelle, und Ihr  
 werdet gesündere Kinder haben, sie wer-  
 den besser gedeihen, als wenn Ihr das  
 Gegentheil thut. Hier will ich Euch die  
 Geschichte eines Weibes erzählen, die durch  
 eine sonderbare Veranlassung sich zur Hei-  
 lung der Krankheiten berufen fühlte.

Ein Landprediger hält einmal eine  
 Leichenpredigt und priefß in derselben wider  
 körperliche Leiden ein geistliches Arzneimit-  
 tel mit folgenden Worten an.

„Ihr lieben Leute! sprach er, seid in Lei-  
 den, in Krankheiten so ängstlich und verzagt,

B

und

und wisset Euch nicht zu helfen. Hört mir zu: ich habe eine Universalmedicin gegen alle Krankheiten. Die hilft gewiß. Ihr habt sie in Händen; aber Ihr kennt sie nicht, Ihr braucht sie nicht. Sie steht mit klaren Worten in der Bibel. Die habe ich an mir selbst, und an vielen Kranken mit großem Segen gebraucht."

Und nun sagte er ihnen die Worte aus dem 118ten Psalm, V. 18. — um für Gelehrt gehalten zu werden, lateinisch vor:

Castigando castigasti me, sed morti non tradidisti.

Er erklärte nun gehörig den Sinn dieser Worte und wollte sie natürlich als ein geistliches Tröstungsmittel in Krankheiten angewendet wissen. Aber eine alte Frau

in



in der Kirche, die die lateinischen Worte für die rechte Universalmedicin aller Krankheiten hielt und die Worte gern behalten wollte, hatte nur damit zu thun, sich dieselben immer zu überhören, damit sie sie nicht vergessen möchte, und gab also nicht auf die rechte Erklärung und Anwendung Acht. So bald sie nun glaubte, diese obigen Worte gehörig und geläufig genug aussprechen zu können, fängt sie an in alle Häuser zu gehen, wo Kranke sind, und Wunderkuren damit zu verrichten.

Der Ruf von ihren Wunderkuren brei-  
tete sich bald im ganzen Dorfe und in den  
nahgelegenen Dörfern aus. Wirklich wur-  
den viele gesund, aber gewiß wären sie  
auch ohne diese Alfanzereien gesund wor-  
den. Endlich kommt auch die Sache mit  
dieser Wunderärztin vor den Prediger, wel-  
cher sie rufen läßt und fragt: warum sie

sich mit Kuriren abgäbe, wozu sie keinen Verstand und Beruf habe. Es wären doch nur abergläubische Dinge.

Sie sieht ihn darauf freundlich an und spricht: Herr Pastor! wie können Sie mich so hart anfahen? Sie haben mich ja die Kunst so zu kuriren selbst gelehrt, und ich danke Gott und Ihnen dafür, daß ich dadurch mein Stückchen Brod so reichlich gefunden habe. Dies setzt den Pfarrer, wie man leicht denken kann, in die größte Verwunderung. Ich? ruft er, — ich hätte Euch den Aberglauben gelehrt? Um Gottes willen, wo war denn das geschehen?

„Ey, lieber Herr Pastor! versetzte sie, in der letzten Leichenpredigt, da Sie uns die Universalmedicin gegen alle Krankheiten so kräftig anpriesen, und uns auch die Wunderworte sagten.

Die

Die hab' ich behalten, und seit der Zeit  
verrichte ich die herrlichsten Kuren an Mens-  
schen und an Vieh. "

Nun merkte endlich der Priester das  
Mißverständnis, und fragte sie: wie sie  
denn spräche, wenn sie die Krankheit heilen  
oder besprechen wolle?

Da kam den folgendes heraus:

Castigigel Castigagel: Hilpst du  
nich, so schadst du nich! Der Predi-  
ger gab sich alle Mühe ihr das Mißvers-  
ständniß zu eröffnen und die Sache zu er-  
klären, daß er diesen Spruch bloß als ei-  
nen Trost in allen Leiden angeführt habe,  
daß dadurch bloß der Glaube an Gottes  
Hülfe erregt werden solle, u. s. w. Allein  
es half alls nichts. Sie blieb dabei, es  
habe so vielen geholfen, und werde ferner  
helfe

helfen, und man wolle ihr es bloß nicht gönnen.

Seht! so weit kann sich der Mensch verirren, wenn er nicht verständig genug ist, den Zusammenhang der Dinge einzusehen. So mag es viele solche Wunderdoctorn geben, die aus Unverstand selbst an ihre Talente, durch unverständliche Worte Krankheiten zu vertreiben, glauben. Da hier keine Bosheit und gewissenliche Betrügerei diese Leute dazu verleitet, so muß man sie selbst durch Unterricht eines bessern zu belehren suchen. Aber dies hält schwer. Einen Zuwachs an Verstandesträften, wodurch sie selbst von ihrer Thorheit unterrichtet werden, halten sie für das größte Unglück, weil ihnen dadurch der Weg eines reichlichen Erwerbs verschlossen wird. Das beste Mittel dafür ist Beförderung einer allgemeinen Aufklärung,

wodurch alle von der Zwecklosigkeit solcher Kurarten überzeugt werden, und nicht da Hülfe suchen, wo sie nicht zu erlangen ist. Durch vernünftige Aufklärung, das heißt mit wenig Worten, durch Verschaffung nützlicher Kenntnisse, von der Natur, werden auch die Menschen bewogen werden besser für ihre kostbare Gesundheit Sorge zu tragen, als es bisher oft geschehen ist. Alle sind einig, daß Gesundheit das kostbarste Geschenk des Schöpfers, das theuerste Unterpfand der Gottheit ist. Welcher gute Mensch wird wohl ein Unterpfand, das ihm ein anderer anvertraut, muthwillig verschleudern? Wird er im Gegentheil nicht die größte Sorge dafür tragen? Und warum das? Weil er Rechenschaft vor einem menschlichen Richter über die Verwaltung des anvertrauten Guts ablegen muß. Aber wird denn Gott von seinen Gaben, die er dem Menschen mittheilte, keine Rechen-

chen.

chenschaft fördern? Ist es also nicht eine un-  
 serer größten Pflichten, die Gesundheit, die  
 wir besitzen, zu erhalten? Und wenn unse-  
 re Gesundheit erschüttert worden ist, ist es  
 nicht Pflicht, einen solchen Mann zu Ka-  
 the zu ziehen, der den menschlichen Körper  
 kennt, der die Entstehung der Krankheiten  
 zu untersuchen im Stande ist, und der als-  
 dann zweckmäßige Mittel darwider anzu-  
 wenden versteht? Wie kann derjenige ein  
 ruhiges Gewissen haben, der die Seinigen,  
 wenn sie krank wurden, einem unwissens-  
 den Betrüger anvertraute, und sie als-  
 dann dahin welken sahe, wie kann der,  
 sage ich, ein ruhiges Gewissen haben?  
 Muß er sich nicht zurufen? Ich — ich ha-  
 be sie verwahrloset! ich suchte Hülfe, wo  
 der Verstand mir sagte, daß ich keine er-  
 langen könnte. — Zieht man aber einen  
 geschickten und erprobten Arzt zu Hülfe,  
 dann hat man seine Schuldigkeit gethan,  
 und

und

und kann sich bei einem widertwärtigen Ausg-  
gang der Krankheit vollkommen beruhigen.  
— Und wer wollte sich nun einen solchen  
Erost gern rauben lassen?

---

## IV.

## Was ist von Hausmitteln zu halten?

Wenn Jemand gefährlich krank ist, so geschieht es oft, daß unter den Daseienden ein Streit entsteht. Der eine giebt den Rath einen Arzt holen zu lassen, andere verwerfen dieses vernünftige Mittel durch wortreiche Einwendungen, und schlagen Hausmittel vor. Diesen Vorwurf siehe man sich genöthiget mehr dem weiblichen, als männlichen Geschlechte machen zu müssen. Da haben nach ihrer Meinung die Hausmittel Wunder gethan! Wo kein Arzt zu helfen im Stande war, da halfen sie augenblicklich. Aber was versteht ihr denn nun

nun



nun eigentlich unter Hausmitteln? Nicht wahr? allerhand Kräuter und Sachen, die ihr in der Nähe habt, die in Eurer Gegend wachsen. Aber bedenkt einmal in einer Weite von ohngefähr hundert Meilen giebt es wieder andere einheimische Kräuter, die in den Augen jener Bewohner auch Hausmittel sind. Und so geht es durch alle Himmelsstriche durch. Alle nützliche Kräuter, die in Krankheiten den Menschen Hülfe schaffen, heißen also irgendwo Hausmittel. Aber glaubt Ihr denn in einer Apotheke andere Sachen zu treffen? Sind nicht da die nützlichsten Gewächse und Produkte aller Gegenden gleichsam versammelt? Also ist die Aeußerung falsch, wenn Ihr sagt: Hausmittel haben oft mehr geholfen, als die besten Arzneien. Denn diese bestehen eben daraus. Aber nun könnte man vielleicht gegen mich folgenden Schluß machen: Wenn die Arzneien in den Apotheken aus Haus-

Haus.

Hausmitteln bestehen, so sind doch Haus-  
 mittel auch Arzneien, und wir können folg-  
 lich bei Krankheiten uns ihrer bedienen? —  
 Dies räum ich zwar ein und bin gar nicht  
 darwider. Nur das bestreite ich, daß ihr  
 die rechte Wahl treffen könnt. Dies ist  
 die Sache des Arztes, der gerade diejenis-  
 gen aussuchen muß, die auf den gegen-  
 wärtigen Zustand des Kranken passen. Aber  
 wenn Ihr unter so vielen eins wählet, so  
 ist es oft nicht besser, als ob ihr in einen  
 Glückstopf griffet. Tretet einmal vor  
 das Bette eines Kranken, und laßet Hun-  
 dert alte Weiber vorübermarschiren,  
 ich wette, eine jede wird ein anderes Mit-  
 tel vorschlagen. Wählt ihr nun eins das  
 von, so kann die Wahl gerade auf eins ge-  
 fallen sein, welches die Krankheit befördert,  
 oder wohl gar den Tod bewirkt. Wenn  
 Ihr z. B. eine Stadt aufsuchen wolltet,  
 und es träfe sich auf dem Wege zu, daß  
 die

die

die Straße mit einemmale sich in zehn andere Straßen vertheilte. An jeder der zehn neuen Straßen saße ein Bettler, wovon auf die Frage nach dem rechten Wege ein Jeder Euch einen andern nannte; was würdet Ihr denken? Ihr würdet glauben, daß sie Ihren Spott mit Euch trieben, oder, daß keiner den rechten Weg wisse, wenn gleich einer davon Euch den rechten zeigte. Wäre es nicht ein Zufall, wenn Ihr wirklich den rechten Weg beträtet? Auch selbst dem, der Euch den rechten Weg zeigte, werdet Ihr keinen Dank glauben schuldig zu seyn, weil es wahrscheinlich nur durch Zufall geschah, daß er Euch diesen und keinen andern zeigte. Ist es nicht natürlich, daß Ihr in diesem Falle neunmal irre gehen müßt? Und so verhält es sich auch mit dem Rath solcher Leute, die die Kunst Kranke zu heilen nicht erlernt haben. Hausmittel sind also gar nicht

zu verwerfen und bei geringen Zufällen, kann Jeder, der ein wenig Erfahrung hat, sich damit behelfen; aber bei wichtigen und schweren Krankheiten überlasse man ja die Wahl einem vernünftigen Manne. Zudem muß man auch bedenken, daß die wenigsten rohen Produkte der Erde gerade zu als Arzneimittel zu gebrauchen sind. Sie müssen erst dazu bereitet werden. Manche haben noch schädliche Bestandtheile, die man ihnen entziehen muß, andere sind zu angreifend, und müssen durch einen Zusatz gemildert werden. Ferner sind auch die Leibesconstitutionen der Menschen verschieden, auch das Alter des Patienten muß in Erwägung gezogen werden. Was dem Einen im geringsten nicht incommodirt, kann dem Andern die größten Schmerzen, die nachtheiligsten Folgen zuziehen. Dies alles muß die Kunst  
des

des Arztes entscheiden. Seht, dies sind  
meine Gedanken von den Hausmitteln. So  
unschädlich sie an sich auch seyn mögen; so  
können sie doch durch eine ungeschickte und  
zwecklose Wahl Euch zum Nachtheil ge-  
reichen.

---

## V.

## Was ist Sympathie?

Man nennt oft dieses Wort und denkt sich wunderbare und übernatürliche Dinge dabei. Dies rührt aber davon her, weil man seine eigentliche Bedeutung nicht versteht. Hat man einen richtigen Begriff davon, so fällt aller Aberglaube sogleich übern Haufen. Es ist dieses Wort eigentlich ein griechisches Wort, welches in die Deutsche Sprache aufgenommen worden ist, und heißet in unserer Muttersprache: Mitgefühl, Uebereinstimmung.

Wenn

Wenn es Menschen giebt, die von Seiten ihres Charakters einander gleich sind, die einerley Neigungen haben, die über die nehmliche Sache Vergnügen oder Schmerz empfinden; so ist nichts natürlicher, als daß dieselben sich an einander anschließen, die festeste Freundschaft stiften und immer mit einander zu leben wünschen. Frage sich doch ein Jeder selbst, ob er, wenn er Gesellschaft wünscht, nicht allemal gern solche aufsucht, die mit ihm über die meisten Dinge einerley denken, bei denen er am wenigsten Widerspruch erwartet? Woher kömmt es nun, daß man sich mit einem mehr vertragen kann, als mit dem andern? Das liegt eben in der wechselseitigen Uebereinstimmung der Gedanken, in dem gleichen Mitgefühl bei Schmerz und Lust. Der Frohe sucht eine muntere Gesellschaft und der Trübsinnige meidet sie. Nicht wahr das versteht Ihr, und findet weder

E

etwas

etwas übernatürliches noch zauberisches  
darinnen. —

Sagt Euch aber Jemand mit geheimnißvoller Miene: Ja, das macht die Sympathie, ohne Sympathie gienge dieses nicht an. — Bei diesem Worte staunt Ihr und glaubt gleich an übernatürliche und unerklärliche Kräfte, die zwischen solche Menschen eintreten. Ja, es sind wohl gar die Sterne und Planeten dran schuld. — Und hat Euch wohl dieser geheimnißreiche Mann etwas anders gesagt, als: Ja, das macht die Uebereinstimmung dieser Menschen, ohne Uebereinstimmung gienge dieses nicht an. Müßt Ihr nicht selbst diesen kleinen Betrug, der in dem unverständlichen Worte liegt, belächeln. Wenn Sympathie etwas übernatürliches wäre, dem der Mensch nicht entgehen könnte, so müste es sich oft treffen, daß der Bösewicht

und



und der Gute die innigsten Freunde wären, die nicht ohne einander leben könnten. Aber man wird immer das Sprüchwort bewährter finden: Gleich und Gleich gesellt sich gern.

Wenn nun die wunderbare Bedeutung des Wortes Sympathie überein Haufen fällt, so ist es auch mit dem Wörtchen: Antipathie geschehen, welches gerade das Entgegengesetzte bedeutet. Sympathie heißt: Mitgefühl, Uebereinstimmung, oder auch Liebe, folglich ist Antipathie: Gegengefühl, Nichts übereinstimmung, oder Haß. Bedient man sich nun beim Reden nicht mehr des griechischen, unverständlichen Wortes Sympathie, sondern setzt lieber dafür ein deutsches, und spricht: diese Ehe hat die Liebe gestiftet, diese Freundschaft ist durch Uebereinstimmung im Denken und Handeln

entstanden; so wird auch der Aberglaube dabei von selbst üben Haufen fallen.

Nun wollen wir auch sehen, wie dieses Wort Sympathie auf Krankheiten und deren Heilung übergegangen ist.

Es ist bei den Gliedern des menschlichen Körpers oft der Fall, daß, wenn ein Glied krank ist, auch zugleich ein anderes mit krank ist. Oder wenn eins Schmerz fühlt, ein anderes zugleich mit Schmerzen empfindet. Da habt ihr die Sympathie, oder das Mitgefühl. Ich will dies durch ein Beispiel deutlich machen. Wenn Jemand sich durch Unmäßigkeit den Magen überladen hat, so empfindet er oft auch Schmerzen im Kopfe. Obgleich nun der Kopf nicht geradezu oder unmittelbar verletzt ist, so leidet, so fühlt er doch mit. Wenn Ihr nun einem vernünftigen Manne

Manne Cure Kopffschmerzen erzählet und die Umstände deutlich macht; so wird er nicht auf die Kopffschmerzen, sondern auf den ungesunden Magen kuriren. Er wird Euch nicht das Haupt salben, sondern ein abführendes Mittel geben. Und denkt einmal, wie wunderbar! Der Magen wird gesund, und Ihr fühlt auch am Kopfe keine Schmerzen mehr. Der Mann kurirte die Kopffschmerzen, wodurch denn? Durch nichts anders, als durch ein sympathetisches Mittel. Das heißt, durch ein solches Mittel, das auch seine Wirkungen auf einen andern Theil des Körpers mit äusserte. Und so giebt es in dem menschlichen Körper noch viele solche Fälle. Nun denkt einmal an die Aerzte der vorigen Jahrhunderte zurück. Diese erlernten vorzüglich die Kunst zu heilen, aus den Schriften der Griechischen und Lateinischen Aerzte. Daher bedienten sie sich immer der  
Gries

Griechischen und Lateinischen Worte, wenn sie eine Krankheit oder ein Heilmittel nennen wollten. Anstatt, daß sie nun vielleicht sagen sollten: Mitwirkende Mittel, so sagten sie lieber: sympathetische Mittel, weil ihnen dieß durch das Lesen griechischer Aerzte geläufiger war.

Nun kamen dumme Aelterärzte, die das Wort nicht verstanden, und wenn sie drum befragt wurden, die eigentliche Bedeutung nicht zu sagen wußten. Was mußte da geschehen, wenn sie ihren Credit nicht verlieren wollten? Mußten sie nicht einen Ausweg suchen? Den fanden sie leicht. Sie machten den Menschen glaublich, sympathetische Mittel wären solche Mittel, die durch eine wunderbare und übernatürliche Verkettung der Dinge wirkten; man könne zwar keinen vernünftigen Grund angeben, wie sie wirksam wären, aber

aber sie wären doch probat. Seht! weil diese unwissenden Betrüger keinen vernünftigen Grund angeben konnten, so machten sie es auch andern glaublich. Die damaligen Menschen, die am Aberglauben so viel Geschmack fanden, hielten alles für wahr. Und dies benutzten denn die Betrüger bei jeder Gelegenheit. Sie segneten die Arzneien ein, sie besprachen sie. Waren nun die Arzneien etwa gerade auf den Zustand passend und halfen: so war natürlicher Weise bloß die Arznei die Ursache von der erfolgten Besserung. Aber die abergläubischen Menschen schrieben lieber den dabei gebrauchten Worten die Wirkung zu. Und dadurch häuften sich denn diese sympathetischen Mittel immer mehr und mehr. Wider jede Krankheit wurde eins erfunden. Hier steht ein solches Mittel wider das Fieber.

Man

40  
Man nehme das Herz eines jungen Hasens, Schneide es gleich nach Sonnenuntergang mit einem Messer, worauf ein Kreuz ist, in drei Stücke, lege diese drei Stücke in einen neuen Topf, wende das Gesicht gegen Morgen und spreche dreimal mit leiser Stimme darüber:

Mula taim tohu.

Alsdann trägt man diesen Topf stillschweigend in einen Ameisenhaufen. So wie das Herz von den Ameisen verzehrt wird, vergeht auch das Fieber.

Werden nicht manche dieses Stück für probat halten? Es kann auch sein, daß es irgend einmal hilft. Aber es hilft gewiß nur dann, wenn der Fieberkranke ohne dieß gesund worden wäre. Denn, ich will es nur gestehen, ich habe dieß Receipt so eben selbst

selbst erbacht. Und so sind alle solche Mittel aus der Phantasie betrügerischer oder abergläubischer Menschen entsprungen.

Aber bedenkt einmal, wenn es möglich ist, durch Besprechungen, durch Herbeutung unverständlicher Worte einen Menschen oder ein Thier gesund zu machen; so muß man auch dadurch andere Sachen ausrichten können. Aber glaubt Ihr wohl, daß man durch alle Wunderworte der ganzen Welt ein altes Kleid ausbessern kann? Kann man dadurch einer stockenden Uhr ihren Gang wieder verschaffen? Wird ein altes Haus, von dem man einen Span nimmt, und allerhand Possen damit treibt, wieder reparirt? Wer wird Euch das besprechen können? Aber auf den menschlichen Körper soll solcher Aberglaube Einfluß haben? Ueber diesen sollen eigensinnige Geister und dergleichen herrschen können?

## VI.

Haben die Stellungen der Sterne  
in der Stunde unserer Geburt einen  
Einfluß auf unser Schicksal.

**E**s ist lächerlich, daß es Leute giebt, die  
ihr Schicksal von den Sternen, die in der  
Stunde ihrer Geburt diese oder jene Stel-  
lung haben, mehr als von Gott erwarten  
wollen. Die Sterne sind sammt und son-  
ders, wie wir vermuthen müssen, leblose  
Klumpen, die sich selbst nicht regieren kön-  
nen; wie sollte es also wohl möglich seyn,  
daß sie auf unser Glück oder Unglück, auf  
unsere Neigungen und Fähigkeiten einen  
Einfluß haben könnten? Wie sollten sie im  
Stande



Stände seyn, den einen mit Reichthum zu überschütten, und den andern darben zu lassen; den einen zu erheben, und den andern in Staub zu treten? — Müßten da nicht diese Körper mehr als menschliche, ja gar göttliche Eigenschaften und Vollkommenheiten besitzen? Wer wird dies glauben? — Oder sollte Gott zwar das Schicksal der Menschen lenken und regieren, es aber aus besondern Ursachen in die Sterne schreiben? Wozu das? — Gefiele es dem Schöpfer uns über die Begebenheiten der Zukunft zu benachrichtigen, würde es dann wohl auf eine so dunkle, auf eine so zweideutige Art geschehen?

Die Ungereimtheit eines solchen Vorgehens widerlegt sich von selbst, wenn man folgendes bedenkt. Auf unserer Erdkugel leben ohngefähr 1000 Millionen Menschen. In 33 Jahren werden so viele geboren, als

gegenwärtig leben. In einem einzigen Tage werden also ohngefähr 8000 und in einer Stunde über 3000 Menschen geboren. Wenn nun das Schicksal der Menschen von dem Stande der Gestirne in der Stunde ihrer Geburt abhinge, müßten da nicht die in einer Stunde Gebornen vollkommen einerley Schicksal haben? Wie artig wäre das! Wird dies wohl Jemand behaupten? Wo finden sich wohl nur zwey Menschen, die ein in allen Verhältnissen gleiches Schicksal haben? Wenn einer vom Blitz getödtet wird, müßten da nicht zugleich in allen Ländern des Erdbodens alle die vom Blitz getroffen werden, die gerade auf die Stunde so alt sind? Wenn die Pest in einem Lande wüthet, raßt sie nur diejenigen hinweg, die in einer solchen unglücklichen Stunde geboren waren, oder sieht man nicht vielmehr, daß sie Alt und Jung trifft? Wenn dieser Aberglaube nur einigen Grund hätte, würden

ben

den wir wohl nur einen Alexander, einen Cäsar, einen Huß, einen Luther, einen Friedrich den Großen haben? O nein! Wir müßten zu gleicher Zeit einige Tausend solcher Männer aufstellen können; weil in der Stunde ihrer Geburt wahrscheinlich so viel zugleich geboren wurden. In Europa allein müßten sich im Durchschnitt immer über 300 Menschen befinden, die zu gleichen Begebenheiten ausersehen wären, weil in diesem Welttheile allein über 100 Millionen Menschen leben. Sieht man aber so etwas, das diesem ähnlich wäre? — Wenigstens müßte sich dieses doch an den Zwillingkindern ereignen, die oft in wenig Minuten auf einander folgen. Aber wie mannichfaltig sind nicht ihre Begebenheiten, wie verschieden ihre Neigungen und Fähigkeiten, wie ungleichartig ihr Glück und Unglück, wie auffallend die Verschiedenheit ihres Todes!

Dieser

Dieser Aberglaube ist wahrscheinlich in den Morgenländern entstanden, wo man sich zuerst mit der Beobachtung der Gestirne abgab. Diejenigen Personen nun, welche sich vorzugsweise der Sternkunde widmeten, suchten sich durch dieses abergläubische Vorgehen ein Uebergewicht über das Volk und ein bequemes arbeitsloses Leben zu verschaffen. Denn nicht genug, daß sie dem Menschen Glück oder Unglück, freilich in zweideutigen Ausdrücken, vorhersagten, so gaben sie auch noch vor, unglückliche Ereignisse abwenden zu können. Jedermann sieht leicht ein, daß dieses Letztere nicht ohne reichliche Opfer möglich war. Und so benutzten freche Betrüger zu allen Zeiten die Einfalt und Leichtgläubigkeit ihrer Nebenmenschen. Die Liebe zu wunderbaren und unerhörten Dingen fand immer leichten Eingang bei den meisten Menschen. Ja, es behauptet diese Neigung ihre Macht über  
die

die Herzen aller Menschen, nur ist sie von verschiedener Art. Der vernünftigerer, vom Aberglauben befreite Mensch, der nirgends etwas übernatürliches, sondern aller Orten die schönste Harmonie des kleinsten mit dem größten erblickt, ist niemals mit seinen gesammelten Kenntnissen zufrieden; sondern sucht täglich neue Entdeckungen in dem weiten Gebiete der Natur zu machen. So sucht auch der Abergläubische, der die Welt von widernatürlichen und eigensinnigen Kräften regiert zu sehen glaubt, sich täglich neue Hirngespinnste zu erdenken und sich zu quälen. So entgegengesetzt auch der Weg ist, auf welchem Beyde Glück und Ruhe für ihre Seele suchen, so scheint doch der Grund der nemliche zu seyn. Ausgerüstet mit dem vortrefflichsten Anlagen, seine Einsichten zu vermehren und sich immer vollkommener zu machen, sucht der Mensch jede Gele.

Gelegenheit dazu auf. Wo ist derjenige, der nicht wünschte verständiger und klüger zu werden? — O wenn doch erst alle Menschen diesen Wunsch auf einerlei Weise befriedigten! wenn sie doch alle auf dem einzig möglichen Wege, dem Wege der Natur, zusammenträfen! Die Betrachtung und Kenntniß der Dinge um und neben uns ist der beste und kürzste Weg, weiser und glücklicher zu werden. Wer nur einmal den Anfang gemacht hat, sich damit zu beschäftigen, wird die herrlichsten Belohnungen für seine Mühe finden. Jedes Gräschen, jeder Stein, jedes kleine Insekt überzeugt uns von der alles in Ordnung haltenden Vorsehung. Alles übernatürliche, was die franke Phantasie abergläubischer Menschen, oder der Eigennutz heuchlerischer Betrüger, erdacht und erfunden hat, ver-

schwinde

schwindet wie ein zauberischer Nebel. Unser Herz fühlt nur Liebe und Anbetung gegen den allmächtigen Schöpfer der Natur, und wir werden klügere und glücklichere Menschen.

---

## VII.

## Vom Osterwasser.

Osterwasser nennt man dasjenige Wasser, welches am ersten Osterfeiertage früh vor Sonnenaufgang aus einem Flusse geschöpft wird. Man schreibt ihm die besondere Eigenschaft zu, daß es nie, wie ein anderes Wasser verdürbe, sondern immer so gut bleibe, wie es in der ersten Stunde des Einsammelns war. Der aufrichtige Beobachter wird nun freilich sich leicht vom Gegentheil überzeugen lassen und diesem Wasser keine von den sonderbaren Eigenschaften zuschreiben, die der abergläubische Haufen daran zu finden meint. Wer aber

ein.



einmal dem Aberglauben gehuldiget hat, der wird auch durch die offenbarsten Beweise nicht können überzeugt werden. Was hilft es, wenn man ihn auch zehnmal überführen kann, daß ein solches Wasser sich verändert hat, daß es modrig, daß es trübe geworden ist, und mit einem Worte, daß es sich wie ein anderes Wasser verhalten hat, ist der Abergläubische deshalb überzeugt? Gewiß nicht. Da weiß er tausenderlei Einwendungen und Ausreden, da ist es nicht in der rechten Stunde geschöpft, man hat vielleicht gesprochen, man hat sich umgesehen u. d. gl. Ist es aber nicht die größte Thorheit so etwas zu glauben? Soll die ganze Natur des Wassers zu solcher Zeit verändert seyn? Wäre dies der Fall, so würde eine solche Veränderung nicht bloß das Flußwasser in unsern Gegenden, nein, alle Flüsse der Erde und doch wohl auch das Meerwasser treffen. Daß das am

Oftertage geschöpftes Wasser sich lange halten kann, bin ich gar nicht in Abrede; nur seheich da bei kein Wunder, sondern die Sache geht ganz natürlich zu. Denn man sieht gleich vom Anfange dieses Wasser als etwas besseres an, als anderes Wasser, und trägt deshalb auch bessere Sorgfalt dafür. Man füllt es auf Flaschen, und verstopft sie genau. Aber jedes Wasser, wenn man eine Flasche ganz voll damit anfüllt und genau verstopft, hält sich länger, als wenn man es an freier Luft und unverstopft stehen läßt. Die meisten Flüssigkeiten verhalten sich in diesem Stücke, wie das Wasser, und umgekehrt. Bier, welches man in einem Trinkglase hinsetzt, ist vielleicht den folgenden Tag nicht mehr trinkbar, da doch dies nehmliche Bier in verstopften Flaschen vielleicht nach vier und mehrern Wochen den schönsten Geschmack hat. Wein hält sich, wenn er in Flaschen vor dem Zutritte

der

der Luft verwahrt wird, viele Jahre lang; in einem unbedeckten Glase aber hingesezt wird er bald seine Natur verändern und Essig werden. Wenn ich nun am ersten Osterfeiertage früh vor Sonnenaufgang Wein abzöge, die Flaschen genau verstopfte und hinstellte, den folgenden Tag das nehmliche wiederholte, die Flaschen aber ganz nachlässig und unverstopft zu den vorigen sezte; so würde der Wein in den gut verschloßnen Flaschen sich viel länger halten, als der andere. Und warum das? Doch nicht deswegen, weil er am ersten Osertage früh vor Sonnenaufgang abgezogen ist? Würde man den nicht auslachen, der so etwas behaupten wollte? Man stelle nur einmal folgenden Versuch an, und man wird sich augenscheinlich davon überzeugen können, daß das Osterwasser um kein Haar besser ist, als das zu einer andern Zeit geschöpfte, wenn nicht natürliche Ursachen mit.

mit.

mitwirken. Man schöpfe zwei Bouteillen voll Osterwasser, verstopfe die eine davon ganz genau und versiegle sie noch dazu mit Sieglack, so daß kein Theilchen aus dem Wasser heraus, und keine Theilchen aus der Luft hineintreten können. Die andere Flasche verstopfe man nur ganz leicht. Den zweiten oder dritten Tag nachher schöpfe man zu eben dieser Zeit aus dem nehmlichen Flusse wieder zwei andere Flaschen voll, wovon man ebenfalls die eine sehr genau, die andere aber nur leicht, und gerade wie das erstemal verschließt. Zwischen dem Stöpsel und dem Wasser darf nicht einmal ein leerer Luftraum bleiben. Man stelle diese vier mit Wasser gefüllten Flaschen zusammen an einen Ort und lasse sie ein halb Jahr stehen. Nach dieser Zeit wird man schon äußerlich einen Unterschied an dem Wasser bemerken. Die leicht verstopften Flaschen werden nicht mehr so voll sein;  
an

an den gut verschlossenen wird man hin-  
 gegen keinen Abgang bemerken können.  
 Prüft man noch außerdem den Geschmack,  
 den Geruch, so wird man finden, daß das  
 Wasser in den verstopften, und auch das  
 in den nicht so gut verstopften Flaschen  
 sich gleich sei; nicht aber, daß das am ers-  
 sten Oftertage und das an einem andern  
 Tage geschöpfte Wasser Aehnlichkeit habe.  
 Noch weniger wird sich der Fall ereignen,  
 daß das nicht sonderlich verstopfte Oster-  
 wasser sich besser und länger gehalten habe,  
 als das in einer gut verstopften Flasche  
 an einem andern Tage geschöpfte: nur muß  
 es das nehmliche Wasser sein. Denn es  
 giebt unter dem Wasser selbst eine große  
 Verschiedenheit, und es kommt auf die dem  
 Wasser beigemischten Bestandtheile an, ob  
 es sich lange hält oder nicht. So wie ein  
 gesalzenes Fleisch sich länger hält, als ein  
 anderes, so hält sich auch das Wasser, in  
 wels

welches man Salze wirft, länger, als das  
 nehmliche Wasser, zu welchem man keine  
 Salze setzt. Aus dieser Absicht pflegt man  
 oft in einen Brunnen Salz zu werfen, da-  
 mit es nicht stinkend oder modrig werden  
 soll. Wenn das Osterwasser die Eigens-  
 chaften besäße, die man ihm zuschreibt, so  
 würden es die Seefahrer gewiß längst be-  
 merkt und bestätigt haben. Es müste als-  
 dann unter allen Umständen sich gleich blei-  
 ben. Allein dies hat man nicht gefunden.  
 Es giebt Wasser, welches die Fahrt nach  
 Ostindien und wieder zurück aushält, und  
 also zweimal die Linie passirt, ohne daß  
 es sich verändert. Allein dies liegt in der  
 Natur des Wassers. Es behält seine Ei-  
 genschaften, man mag es schöpfen, wenn  
 man will, nur muß man die Vorsicht an-  
 wenden, die Flaschen ganz voll zu füllen,  
 sie genau verstopfen und noch verpichen.  
 Es ist dieses Wasser das weltberühmte

Selt

Selterwasser, welches zu Selter im Churfürstenthum Trier aus der Erde quillt. Wolte man am Ostertage solches Wasser schöpfen und es nicht genau verstopfen, so würde es sich weniger halten, als solches, das zu anderer Zeit mit dieser Vorsicht behandelt worden ist. Also kömmt es in allen Fällen auf die natürliche Beschaffenheit des Wassers und auf die Behandlung desselben an, ob es früher oder später sich verändert. Wer die Vernunft zu seinem Rathgeber macht, wird bald das Wahre von dem Falschen absondern können; und wer einmal den Aberglauben, die Pest der Menschheit, auf einer Lügen er-  
 tappt hat, der sei doch in allen Stücken gegen denselben misstrauisch, und er wird gewis sehr bald davon befreiet werden.

## VIII.

## Siebenschläfer.

Manche Leute haben noch immer den Aberglauben, daß der Regen unausgesetzt sieben Wochen lang anhalte, wenn es am Siebenschläfertage regnet. Dies ist ein lauter Beweis, wie sehr manche Menschen noch an abergläubischen Dingen Geschmack finden. Denn wer nur ein wenig beobachten will, kann es alle Jahre einmal, wie man im Sprüchwort sagt, mit Händen greifen, daß der regnigte Siebenschläfertag gar keinen Einfluß auf sieben Wochen lange Witterung hat. Im Jahr 1794. regnete es am Siebenschläfertage zu Leipzig  
sehr



sehr stark, den zweiten und dritten Tag nachher auch, und wir hatten alsdann drey volle Wochen ganz heiteres Wetter. Man nehme sich nur die Mühe, einige Jahre allemal die Witterung in dieser Zeit zu beobachten, und man wird sich vom Gegentheil vollkommen überzeugen können. Allein solche Beweise scheuet der Aberglaube. Ich getraue mir zu behaupten, daß es leichter sei den wildesten Tiger zahm zu machen, als einen abergläubischen Menschen, wenn er auch wirklich durch die augenscheinlichsten Beweise überführt wird, dahin zu bringen, daß er seinen Irthum eingesteht. Es kann an diesem Tag an mehr als zehn tausend Orten in der Welt regnen; soll es nun sieben Wochen lang alle Tage an den nehmlichen Orten regnen? Wer steht nicht das Abgeschmackte dieser Behauptung ein? Es giebt Dertter auf der Erde, wo fast kein Tag ohne Regen vergeht, an solchen Orten

mag

mag es wahr sein. Wird aber wohl an diesen Orten durch die Herren Siebenschläfer der Regen verursacht? Oder macht ihn nicht vielmehr die Natur? Zudem ist auch die Geschichte von den Siebenschläfern eine von den vielen Fabeln, welche die Pfaffen erfunden haben, um dem Volke Opfer abzuwingen. Wer wird noch so thöricht sein, und glauben können, daß sieben Jünglinge in einer Höhle 200 Jahre geschlafen! Ist nicht also der Tag selbst aus Betrug in den Calendar gekommen? Ferner ist es eine Frage, ob man in diesem Stücke den Siebenschläfer nach dem alten oder nach dem verbesserten Calendar rechnen müsse? Oder richtet sich etwa die Natur darnach, wie wir den Calendar machen? — Doch der beste Beweis ist unstreitig folgender: ich gehe mit einem Jeden, der Lust dazu hat, eine Wette ein, und mache mich anheischig, den zuvor bestimmten Einsatz doppelte zu bezahlen, wenn

dies

dieser Aberglaube nur zwei Jahre Stich hält. Wer also dazu Belieben trägt, kann sich deshalb bei meinem Herrn Verleger melden. — Ich glaube schwerlich, daß einer von den Kindern des Aberglaubens die sieben Brüder einer solchen Gefahr aussetzen wird: ich aber mache mich nochmals dazu anheischig, und will unter keiner Bedingung von der vorgeschlagenen Wette zurücktreten.

---

## IX.

## Die Kröten.

Ungeachtet die Kröten nicht giftig sind und also in dieser Rücksicht dem Menschen keinen Schaden zufügen können; so ist doch die allzuhäufige Gesellschaft dieses Thieres ekelhaft und lästig. In feuchten dumpfigen Speisekammern pflegen sie sich gern einzufinden und die Eßwaaren zu benaschen. Man hat die Erfahrung gemacht, daß die Raute, ein sehr bekanntes Gartenkraut, ein vorzügliches und vielleicht bis jetzt das beste Mittel sey, dieses Ungeziefer zu vertreiben. Sie können den Geruch desselben nicht ausstehen und fliehen weit davon weg.

Man

Man darf also nur Zweige von der Rinde an solchen Orten, wo Kröten sind, herumstecken oder legen und sie werden sich bald verlieren.

Man hat lange Zeit in dem Irthume gestanden, als ob die Kröten giftig wären und ihr Gift sich eigentlich in ihren Warzen befände, ferner daß sie in andern Fällen ein Gegengift wären; allein die neuesten vielfältigen Beobachtungen vieler Naturforscher haben beides ungegründet gefunden. Daß man sie sonst als ein Arzneimittel gebraucht hat, und in Litthauen als ein Mittel wider die Bisse von Schlangen, tollen Hunden und auch bei andern Geschwulsten noch braucht, beweist wenigstens so viel, daß sie nicht giftig sind. Denn ausserdem, würde man sich ihrer nicht ohne große Gefahr bedienen können. Daß ein Gift das andere vertreibt, ist ein medizinischer

scher

scher Aberglaube und kann nicht im Allgemeinen gesagt, vielweniger als eine medicinische Wahrheit aufgestellt werden. In manchen Fällen kann ein Gift unwirksam gemacht werden, und zwar durch ein Mittel, das dem Menschen allein auch schädlich seyn könnte. Hätte z. B. Jemand Scheidewasser getrunken, so würde die Schädlichkeit des Scheidewassers vermindert und gehoben werden, wenn man aufgelöste Potasche tränke, die für sich auch dem Menschen nachtheilig seyn kann, aber in Gesellschaft des Scheidewassers es nicht ist. Das Scheidewasser und die Potasche vereinigen sich sehr geschwind mit einander und werden Salpeter. Indem nun beide sich geschwind mit einander verbinden, wirkt keins von beiden auf den menschlichen Körper. Man kann sich davon schon durch folgenden Versuch überzeugen. Man schütte in ein Weinglas etwas Scheidewasser. Dieses Schei-

Scheidewasser wird Kupfer, Silber, Messing, Eisen und andere Körper zerfressen und auflösen. Nun gieße man aufgelöste Potasche tropfenweise so lange zu, bis man keine Luftbläschen von unten nach oben zu mehr aufsteigen sieht. Nun kann man alle die vorigen Körper wieder hineinbringen und sie werden nichts leiden. Die ganze Natur des Scheidewassers ist verändert. Es ist mit der Potasche zu Salpeter geworden, der nicht die reizende und fressende Eigenschaft hat. Läßt man die Flüssigkeit abdunsten, so erhält man den Salpeter in Gestalt eines Salzes. In einem solchen Falle könnte man sagen, daß gleichsam ein Gift durch das andere unwirksam geworden wäre. Man muß aber die Natur solcher Körper genau kennen, und eine sorgfältige Wahl anstellen. Denn zehn andere Dinge können das Uebel verschlimmern. Wollte man auf das Sprüchwort: ein Gift

E

ver.

vertreibt das andere, bauen und vielleicht einem, der Scheidewasser getrunken hat, Arsenik eingeben, so wäre dies thöricht gehandelt. Aus diesem Beyspiele kann man auch sehen, daß ein Arzt viele Kenntnisse besitzen muß, um nicht mehr Schaden anzurichten, als Nutzen. Wie können also Menschen, die nie die Natur des menschlichen Körpers, nie die Natur der Heilmittel studierten, im Stande seyn, Krankheiten zu heilen; und wie können viele so thöricht seyn, sich ihnen anzuvertrauen. Doch wieder zurück auf das Thier, wovon die Ueberschrift redet. Man glaubt auch an einigen Orten, daß die Kröte, vorzüglich die gemeine schwarzbraune Kröte an die Röhre, wenn sie auf der Erde liegen, hinschleiche und ihnen die Milch aus den Eitern aussauge. Allein die genauesten Beobachtungen haben gezeigt, daß die Kröten, wenn man sie auch einige Wochen lang zu-



vor Hungern! ließ, und ihnen hernach Milch vorsetzte, doch nichts davon genossen, Fliegen aber, Spinnen und Käfer gleich wegfingen. Diese Sage ist wahrscheinlich aus Irthum entstanden. Was man der Kröte hier zuschreibt, pflegt das Wiesel zu thun. Weil man nun irgend einmal eine Kröte im Kuhstalle angetroffen hat, und der Kuh die Milch ausgesogen war, so mußte die Kröte die Schuld fremder Sünden tragen. Ja, man ist noch weiter gegangen, und hat, da man es den Kröten nicht zutraute, sich gleich zu helfen gewußt und geglaubt, eine Hexe habe sich in eine solche Kröte verwandelt.

Noch ist folgender merkwürdiger Umstand von den Kröten zu bemerken, daß sie außerordentlich lange ohne Nahrung zu leben im Stande sind. Man findet sie oft in den Stämmen alter Bäume, in Steinen,

und zwar so, daß sie ganz verwachsen sind, und doch noch leben, ohngeachtet sie eine ziemliche Reihe von Jahren darinnen gesteckt haben. Man kann diese Thatsachen, da sie von so vielen Orten her bestätigt werden, nicht abläugnen.

Nach den Schriften der Pariser Akademie wurde 1731 in einem festen gesunden Ulmbaume, drey bis vier Fuß über der Wurzel, mitten im Stamm, eine lebendige Kröte von Mittelgröße, aber sehr mager angetroffen. Eine andere in einem Eichbaum, da man nach den Umständen urtheilen konnte, daß sie wenigstens 80 bis 100 Jahre ohne Nahrung darinnen gesteckt hatte. Pareus, erster Wundarzt Heinrichs III. Königs in Frankreich, ließ auf seinem Gute einige große Steine spalten, und fand in der Mitte eines der größten eine lebendige Kröte, ohne die geringste Defnung. In

Goth.

Gothland bei Burgswick wurde 1740 in einem Steinbruche in dem dichtesten Gestein, gegen acht Ellen tief, eine lebendige Kröte gefunden, welche ganz mit Steingrand bewachsen war, und als sie an die Luft kam, die Augen auf, und zuthat. Noch im Jahre 1782 wurde in einem Mannsfeldischen Bergwerke mitten im Lager von Kupferschiefen eine lebendige Kröte entdeckt.

So unwahrscheinlich, als dieses scheinen möchte, so sind doch die Männer, welche dieses berichtet haben, sehr glaubwürdige Zeugen. Ferner wird die Glaubwürdigkeit dadurch bestätigt, daß die Berichte darüber von vielen Orten her ganz gleichlautend sind. Auch hat der Herr Hofdiakonus Göze, in Quedlinburg, ein vorzüglich glaubwürdiger Mann, Kröten über Jahr und Tag hungern lassen und  
 sie

sie sind nicht gestorben. Auch hat ein anderer Gelehrter den Versuch gemacht und drey Kröten, jede besonders, in ein geräumiges Gefäß gesetzt und mit einem guten Gypsmörtel übergießen lassen. Ein solcher Mörtel wird, wenn er trocken ist, so hart wie Stein. In diesem Gypse hat man sie ein Jahr stehen lassen. Bey der Eröffnung ist eine todt, zwey aber noch lebendig gewesen.

Dies alles macht das obige nur desto wahrscheinlicher. Der Abergläubische wird vielleicht ganz übernatürliche Kräfte, vielleicht die Mitwirkung des Bösen und so weiter, dabei beschäftigt glauben: der Vernünftige aber ist überzeugt, daß alles, was wir erfahren, wenns uns auch nicht gleich begreiflich scheint, dennoch in den Gesetzen der Natur gegründet und nicht mit ihr  
im

im Widerspruche stehe. Er findet darinnen  
neue Gelegenheit, den Schöpfer, der sich  
auch in dem verächtlichsten Thiere verherrs  
licht, zu verehren und seine Kenntnisse auf  
neue zu bereichern.

---

## X.

## Goldmacherei.

Man sollte glauben, die Zeiten, wo man das Gold Centnerweise verfertigen zu können glaubte, wären vorbei; allein dies ist in der That ungegründet. Ich kenne einen fleißigen Handwerksmann, der wenn er etliche Zeit unter den größten Anstrengungen seinem eigentlichen Berufe obgelegen und einige Thaler Geld erworben hat, diesen Verdienst zum Schorsteine hinausjagt. Er glaubt steif und fest an den Stein der Weisen, und ist im Stande von seiner vorgeblichen Wissenschaft in vielen unverständlichen Worten zu sprechen. Er ist übrigens ein

ein

ein braver Mann, der seine bürgerlichen und häuslichen Pflichten im strengsten Sinne erfüllt. Er hat auch das sonderbare Verdienst, welches man an allen Adepten gemeiniglich vermißt, nur so viel zu seinen fruchtlosen Versuchen anzuwenden, als der Wohlstand seiner Wirthschaft erlaubt. Er ist auch in allen Stücken ein sehr zufriedner Mann, und weiß das wahre Erdenglück von einem Scheinglücke zu unterscheiden. Ich zweifle, daß er gerade aus Goldsucht den Stein der Weisen, oder die Kunst Gold zu machen, zu erlangen sucht; sondern ich glaube vielmehr, daß bei ihm eine edlere Absicht, nemlich Durst nach hohen Kenntnissen zum Grunde liegt. Dieser Mann würde nie auf den thörichten Gedanken, Gold zu machen, gekommen sein, wenn er je Gelegenheit gehabt hätte, durch Unterricht in der Jugend die Natur derjenigen Körper kennen zu lernen, die er jetzt bear-  
bei-

beitet; als Schwefel, Quecksilber, Antimonium, Vitriol u. d. gl. Er könnte dies noch jetzt thun, da es so viele nützliche Schriften giebt, die nicht mehr wie sonst, in geheimnißvollen, sondern in ganz klaren und deutlichen Worten uns über diese Dinge belehren. Aber dazu fehlt es ihm an gutem Willen. Er müste von ganz vorne anfangen, und so viel Vergnügen und Einsichten es ihm auch in der Folge gewähren würde; so trocken und schwer scheinen ihm die ersten Anfangsgründe zu sein. Und so ist es mit allen Alchimisten. Es kann mancher gute Kopf unter ihnen sein, der vielleicht ein guter Chemiste geworden wäre, wenn er nicht die Pferde hinter dem Wagen gespannt hätte. Diese Leute wollen das Gold, welches noch nie in mehrere sichtbare Theile hat zerlegt werden können, aus andern Dingen zusammensetzen, und sind doch nicht einmal im

Stan.



Stande zu antworten, wenn man sie fragt; was das Küchensalz sei und woraus es bestehe; noch weniger können sie dieses machen. Wer irgend einen Körper, den die Natur uns giebt, durch die Kunst machen will, der muß zuvor diesen Körper ganz genau kennen, er muß wissen, aus was für Bestandtheilen er besteht. Die Scheidekunst oder die Chemie giebt uns die Mittel an die Hand, einen Körper in seine Bestandtheile zu zerlegen. Diejenigen Körper, welche wir nicht zerlegen können, sind wir auch nicht im Stande wieder zusammenzusetzen. Wenn man den Alaun zerlegt, so findet man, daß er aus Vitriolsäure und Thon besteht. Diese Kenntniß ist hinreichend, durch Kunst Alaun zu machen. Man darf nur Vitriolsäure auf Thon gießen, und man erhält hernach Alaun. Wer mich also bereden will, er könne Gold machen, der muß mir ganz genau und bestimmt

stimmt sagen können: Gold besteht aus diesen Dingen. Setzt man nun diese Dinge zusammen, so muß man Gold bekommen. Aber dieses wird bis jetzt noch Niemand leisten können. Die Beispiele von solchen Männern, die Gold gemacht haben sollen, sind sehr schwankend und kann von keinem Einzigen mit Gewisheit behauptet werden. Wie mancher mag durch einen andern Zufall zu Gelde gekommen sein, und seine Eitelkeit ließ es ohne Widerspruch zu, dieses von sich sagen zu lassen. Denn es setzt doch eine solche Kunst, wenn sie existirte, viel Kenntnisse und Klugheit voraus, und besitzt solche Schätze nicht ein Jeder gern. Andern Theils gab es wieder manche Männer, die viele Erfahrungen in der Chemie besaßen, und auf andern, aber ganz natürlichen, Wegen viel Geld erwarben. Diesen suchten es andere gleich zu thun, und nahmen sich vor, wie sie von jenen glaub-

glaubten, Gold zu machen, ohne nur die Vorkenntnisse der Chemie zu verstehen. Durch ein solches unverständiges Unternehmen haben viele ihr ganz Vermögen dran gesetzt und sowohl ihre, als der Ihrigen irdische Glückseligkeit untergraben. Endlich gab es auch eine Menge elender Betrüger, die den Stein der Weisen in der Tasche zu haben vorgaben, und doch um einen Bissen Brod stehen mußten. Wie mancher ist nicht von dergleichen Bettelphilosophen jämmerlich betrogen worden! Sie suchten auf eine feine Manier ein Stück Geld in die Hände zu bekommen und machten sich hierauf aus dem Staube. Mußten sie zuvor eine Probe machen, so bestanden sie gewiß. Denn wie leicht ist es nicht Jemanden, der von der Chemie gar keine Kenntnisse hat, etwas vorzumachen. Wird mich nicht der in der Scheidekunst Unkundige und Leichtgläubige für einen Goldmacher

cher

ther oder Abeyten halten, wenn ich ihm vor seinen Augen folgenden Prozeß vormache:

Ich nehme aus einer Schachtel einen Theelöffel voll blaßgelbes Salz; ich lasse es mit der Zunge probiren, und es schmeckt salzartig. Dies werfe ich in einen Schmelztiegel, der zuvor genau untersucht worden ist; oder noch besser, ich lasse einen neuen Tiegel holen, ihn ins Feuer setzen und schütte dieses Salz hinein, und lasse noch eine kleine Kohle dazu thun. Wenn es schmelzt, so lasse ich ein Stück Silber in den Tiegel werfen. Nach einigen Minuten wird der Tiegel ausgeschüttet, und es läuft das schönste Gold heraus. Vielleicht ist es kein Gold, sondern hat nur das Ansehn des Goldes? Wir wollen es gleich sehen: Doch ich nehme es gar nicht in die Hände, man könnte sonst wohl gar denken,  
ich

ich habe ein anderes Stück untergeschoben:  
 Es mag es also ein unpartheiischer Mann  
 zum Goldschmidt tragen. Bis dieser wieder  
 zurückkömmt, müssen wir uns schon ge-  
 dulden. — Doch da kömmt er schon wieder  
 und versichert, es sey das beste und feinste  
 Gold. — Nun, meine Herrn, was legen  
 sie an, wenn ich Sie dieß Kunststück lehre?  
 Sie sehen, daß alles ohne Betrug zugegan-  
 gen. Das Silber ist verschwunden und an  
 dessen Stelle haben Sie das Gold gefunden.  
 Im Tiegel kann es nicht gewesen seyn, ich  
 habe das Feuer auch nicht dirigirt, daß man  
 etwa glauben könnte, ich habe es hinein  
 praktizirt. — Hier ist das ganze Recept  
 zu dieser Goldmacherei.

Ich nahm Gold und lösete es in Kö-  
 nigswasser auf. Dazu tröpfelte ich so lan-  
 ge etwas Potaschenauflösung, bis kein  
 Niederschlag mehr erfolgte. Darüber goß  
 ich

ich noch einigemal reines Wasser, bis es nicht mehr salzig schmeckte, filtrirte das Wasser davon ab, und trocknete den erhaltenen Niederschlag. Dieser Niederschlag ist ein gelbliches Pulver, welches ich unter Glaubersalz mischte. Dieses Salz also, welches in der Schachtel war, bestand aus Glaubersalz, zu dem ich Goldkalch gemischt hatte. Das ist also der Stein der Weisen. Schüttet man nun dieses Salz in einen Tiegel, setzt etwas Kohlenpulver zu, bringt es in ein starkes Feuer und wirft hierauf noch ein Stückchen Silber, so geht folgende Veränderung damit vor. Das Glaubersalz und das Kohlenpulver gehen mit einander in Verbindung und machen einen neuen Körper aus, den man Schwefelleber nennt. Diese Schwefelleber löst im Feuer das Gold auf. Bringt man aber Silber dazu, so fällt das Gold zu Boden und das Silber wird dafür aufgelöst. Das ist die ganze

ganze

ganze Goldmacherei. Man erhält aber nicht mehr Gold, als man zuvor unter das Glaubersalz gemischt hat.

So kann man auch Gold oder Silber unter Quecksilber mischen, ohne daß man es dem Quecksilber ansieht. Wirft man nun dieses mit Gold oder Silber vermischte Quecksilber in einen Tiegel und setzt diesen ins Feuer, so verfliehet das Quecksilber in Dampfgestalt und das gute oder edle Metall bleibt zurück.

Solche Betrügereien können auf noch vielfältige Weise angestellt werden, ohne daß ein Leichtgläubiger den wahren Zusammenhang der Dinge einsieht. — Wen der Reiz des Goldes blendet, und wer nicht Naturkenntnisse genug besitzt, wird nur allzu leicht ein Opfer des Betrugs. So ist mir eine Geschichte bekannt, wo eines Theils ein

solcher Betrüger einen Anhänger der Goldmacherei zu heilen schien, andern Theils ihn aber doch anführte.

Dieser Mann lebt auf einem Dorfe bei Leipzig und gab sich ehemals alle Mühe den Stein der Weisen zu erlangen. Es fanden sich mehrere Adepten bei ihm ein, die ihn dazu behülflich seyn zu können vorgaben. Am Ende, wenn sie einige Zeit mit ihm gearbeitet und Geld abgelockt hatten, gingen sie davon. Dadurch wurde der Mann vorsichtig und traute solchen Leuten nicht mehr. Von allen diesen Umständen hatte sich ein anderer Betrüger unterrichtet und schlug deshalb einen andern Weg ein, diesen Mann um etwas Geld zu bringen. Er fand sich, wie von ohngefähr, bei ihm ein. Sie kamen natürlicherweise bald auf das Goldmachen, und der Fremde erzählte dem Bauer so viele Beyspiele von Prellereis

en



en, und namentlich auch solche, die der Bauer selbst erfahren hatte. Der Bauer mußte ihm in allen Stücken recht geben. Der Fremde suchte durch alle mögliche Gründe zu behaupten, daß das Goldmachen unmöglich sey, hingegen läugne er nicht, daß man auf andere ganz natürliche Wege zu Golde kommen könnte, vorzüglich in dieser Gegend, und gleichsam im Vertrauen gestand er dem Bauer, daß er in dieser Absicht hier sey. Der Bauer wurde aufmerksam und ließ bald etwas von einer reichlichen Belohnung fallen, wenn er ihm dieses Geheimniß eröffnen wollte. Endlich wurde doch der Fremde um einen Preis von 25 Dukaten dahin bewogen, dem Bauer zu eröffnen, daß der Sand in dieser Gegend eine Menge Gold enthielte, welches man vermittelst des Quecksilbers herauscheiden könnte.

Sie machten sich bald an den Versuch im Kleinen, denn eher war der Fremde nicht zu bewegen, das Geld anzunehmen; und sie erhielten wirklich Gold. Zwar war es wenig; allein der Bauer war begeistert und sann schon an eine Einrichtung, wie er ganze Fuder Sand auf einmal behandeln wollte. Nachdem sie den Versuch einigemal wiederholt hatten, ging der fremde Mann seine Wege, und der Bauer verstand für den hohen Preis von 25 Dukaten die Kunst das Gold aus dem Sande zu ziehen, die er von einem vernünftigen Chemiker, oder aus einem Buche hätte umsonst erlernen können. Denn nachdem der Fremde einige Zeit fort war, stellte er erst eine genaue Berechnung an, und fand, daß er zwar aus dem Sande Gold gewinnen könnte, aber dabei kaum auf seine Kosten kam. Jetzt ist dieser Mann von seiner Geisteskrankheit durch nützliche Bücher geheilt worden

und

und beschäftigt sich damit, einige chemische Produkte zu bereiten, die ihn zwar nicht zum Besitzer von Millionen machen, aber doch gewisse Zinsen tragen.

Man sieht also, wie vielfach die Masse ist, welche dergleichen Betrüger annehmen können, und wie wir vor Thorheiten gesichert sind, wenn wir uns mit Naturkenntnissen bereichern. Wer also Gold aus dem Sande ziehen will, der untersuche zuvor dessen Gehalt an Golde. Denn jeder, so wohl Fluß- als gegrabener Sand führt Gold bei sich. Nur verlohnt es sich nicht allemal der Mühe. Wenn in hundert Pfunden Sand fünf und zwanzig Gran Gold enthalten sind, so hält man es der Mühe werth, es auszuscheiden. Je schwerer, schwärzer oder röther der Sand ist, desto mehr führt er Gold bei sich. Um ihn auf seinen Goldgehalt zu probiren, schlemmt man ihn zuvor so lange, bis das Wasser helle

helle abläuft. Zu zehn Pfunden von die-  
 sem geschlammten Sande thut man ein Pfund  
 lebendiges Quecksilber, schüttet alles in  
 einen eisernen Topf, gießt heißes Wasser  
 drauf, erhält das ganze auf einem Kohl-  
 feuer beständig in der Hitze, und reibt mit  
 einer Keule das Gemenge zehn bis zwölf  
 Stunden lang unter einander. Die Gold-  
 theilchen vereinigen sich dadurch mit dem  
 Quecksilber. Den Sand scheidet man durchs  
 Schlemmen davon, denn das Quecksilber  
 sinkt wegen seiner großen Schwere eher zu  
 Boden. Durchs Destilliren gehet das  
 Quecksilber in die Vorlage, und das Gold  
 bleibt zurück. Man sieht also, daß man  
 wirklich Gold erhalten kann, aber mit gro-  
 ßer Mühe, so daß es vernünftiger ist, auf  
 eine andere Weise etwas zu erwerben. Su-  
 chen wir in der Welt glücklich zu werden,  
 so ist wahrhaftig Reichthum der rechte und  
 wahre Weg nicht, worauf wir ein dauer-  
 hafs

haftes Glück erlangen können. Die Erfüllung unseres Berufs, er sey welcher er wolle, verschafft uns eine Seelenruhe, die allein das wahre Glück ist, wenn sie mit Zufriedenheit gepaart wird. Die besten und glücklichsten Menschen werden oft durch den Besitz von Reichthümern unglücklich. Oft verstehn sie nicht, dieselben zu gebrauchen und zu erhalten. Werden sie nun, bekant mit tausend Bedürfnissen, in ihre vorige Mittelmäßigkeit zurückgesetzt, so sind sie nur um desto unglücklicher. Die Vorsehung hat keinen vernachlässiget, sondern einem Jeden so viel zugetheilt, daß er, wenn ein zufriedenes Herz in seinen Busen schlägt, vollkommen glücklich seyn kann. Wer aber durch Nachlässigkeit, durch Unthätigkeit, oder durch thörichte Leidenschaften dieser Glückseligkeit entbehren muß, der trägt mit Recht die Strafe seiner Vergehungen.

---

## XI.

Wäre es wohl gut, wenn es immer  
beim Alten bliebe?

Die Alten waren doch auch keine Narren, darum wäre es besser, man ließe es beim Alten. Dies ist ein Gemeinsspruch, den die Feinde neuer Einrichtungen immer im Munde führen und dadurch manche zweckmäßige Anordnung hintertreiben. Sie glauben, dieser Satz stehe ganz sicher und könne von uns, ihren Gegnern, gar nicht angefochten werden. Wir wollen sehen, ob sie recht oder unrecht haben.

Wer

Wer wird denn aber eigentlich unter den Alten verstanden? Unsere Vorfahren, oder diejenigen Menschen, die vor Hundert, Fünfhundert, Tausend und mehrern Jahren gelebt und gehandelt haben. Man sieht, daß es hier nicht auf das eigentliche Alter der Menschen ankomme, daß man nicht darnach fragt, ob unsere Voreltern ein höheres Alter erreicht haben oder nicht. Man nimmt also nicht auf einzelne Menschen, sondern auf die gesammte Menschheit Rücksicht. Von dieser ist also die Frage: ob sie immer jünger oder älter werde? Jugend geht in Rücksicht der Zeit dem Alter voraus. Jung heißt ein Mensch in seinen frühern und alt in seinen spätern Jahren. Ist nicht also die junge Menschheit diejenige, die früher die Erde bewohnte, die noch nicht so viel Erfahrungen gesammelt hatten, als diejenigen, die nach ihr auftraten? Hat nicht Adam früher  
und

und Moses später, jener in einem jüngern, dieser aber in einem ältern Zeitalter gelebt? Ist nicht jedes Ding erst jung und wird dann alt? Soll die gesammte Menschheit allein sich wider den Gang der Natur verjüngen? —

Nein! die Menschheit wird ebenfalls immer älter. Wenn also die Menschen sagen: es soll beim Alten bleiben; heißt das nicht so viel, als: ohngeachtet es Pflicht ist sich immer mehrere Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln, ohngeachtet es löblich ist, da fort zu fahren, wozu unsere Voreltern den Grund gelegt haben; da auszubessern, wo etwas veraltert ist und den Einsturz droht; da hinzuzusetzen, wo etwas fehlt; so ist es doch viel bequemer, nichts zu thun, es geht noch eine Weile so, und stürzt es einmal zusammen, was kümmerts mich, ich bin ja alsdann nicht mehr.

D!



O! wie beschämen uns in diesem Stücke nicht manche unserer Zeitgenossen, die sich nicht durch die Tadelsucht solcher trägen Menschen, die lieber schlafen, als wachen, fehren; sondern mutbig dem Strome entgegen arbeiten und sich dadurch den Segen der Nachwelt verdienen.

Wir bewundern und preißen den Erfinder des Pflugs, der uns so nützlich ist. Aber laßt uns einmal in die Zeiten zurück denken, wo er erfunden ward. Wie wird die Tadelsucht geschäftig gewesen sein, diese neue Erfindung des Pflugs als unnütz und unzweckmäßig zu verschreien, zumal da er im Anfange noch nicht so vollkommen gewesen sein kann, als jetzt? Werden nicht viele gesagt haben: wir wollen es beim Alten lassen; die Alten waren ja auch keine Narren; sie haben ohne Pflug geackert und doch  
auch

auch geerndet? Ist dem nicht also? Welche von beiden Partheien sind nun aber wohl in unsern Augen die klügsten gewesen, diejenigen, welche diese neue Einrichtung verachteten und beim Alten bleiben wollten? oder diejenigen, die ungeachtet des Spottes ihrer Gegner diese Neuerung im Ackerbau begünstigten und durchzusetzen sich bemüheten? Zu welchen wünscht wohl ein Jeder gezählt zu werden? Mag es nicht bei jeder neuen Einrichtung und Veränderung des Pflugs der Fall gewesen sein?

Was für eine bequeme und nützliche Sache ist nicht ein Ofen! Wenn nun die Erfinder und Verbesserer desselben auch so nachlässig und träge gewesen wären und sich mit dem: wir wollen's beim Alten lassen, beruhiget hätten; würden wir da nicht noch bis auf diese Stunde  
mit-

mitten in unsern Häusern einen Holzstoß anzünden und bei kalten Tagen uns wie halb wilde Menschen herumlagern und erwärmen müssen.

Wenn die längst entschlafenen Künstler in Eisenwerk auch so gedacht hätten, so ständen sie alle noch auf derjenigen Stufe, worauf sich ihr erster Meister der *Thubal* *Rain* befand. Wie einfach und gering an der Zahl mögen die Instrumente dieses Urvaters in der Metallarbeit gewesen sein! Was würden wir nicht alles entbehren müssen, und wenn wir es auch haben könnten, wie theuer würde es uns nicht zu stehen kommen! Noch mehr! Wenn selbst *Thubal* *Rain* in den Ton so vieler Leute: wir wollen es beim Alten lassen, mit eingestimmt hätte, so müßten wir auch auf das geringste Instrument, eines Messers, eines Hammers, eines Beils u. s.

u. s. w. Verzicht leisten. Wie sollte es da auf dem Erdboden wohl um uns herum aussehen? Alle Künste und Wissenschaften würden noch auf ihrer ersten Stufe stehen; viele noch gar nicht erfunden worden sein.

Würden wir, wenn alles beim Alten bleiben müßte, uns einer Reformation erfreuen können? Wie ist nicht der gute Luther an allen Orten und Enden als ein Neuerer verschrieen worden! Rief nicht auch eine große, eine unzählige Menge: es soll beim Alten bleiben. Welchen wünscht wohl ein Jeder unter uns gezählt zu werden, den Beförderern der Reformation, oder denen, die sie hinderten? Dies mögen alle diejenigen bedenken, die noch heutzutage jeder neuen Einrichtung gerade zu und ohne Einschränkung zuwider sind! Begründeter Widerspruch ist jedem erlaubt. Dadurch werden die

Dina

Dinge von mehrern Seiten beleuchtet und gelangen desto geschwinder zur Vollkommenheit. Wer aber, ohne Gründe anzugeben, jeder neuen Anordnung der Dinge zuwider ist, und sich dabei bloß mit dem: die Alten waren auch keine Narren; es mag beim Alten bleiben: behilft, dieser giebt nur dadurch zu verstehen, daß er an Verstandeskräften und Einsichten ärmer ist, als ein solcher, welcher Fehler und Irrthümer einseht und zu verbessern unternimmt. Es ist außerdem auch sehr voreilig und unflug gehandelt, wenn man einer neuen Erfindung gleich anfangs das Urtheil spricht und keine weitere Erörterung zulassen will. Manche Erfindungen können anfänglich geringfügig und wohl gar auf Spielerei hinaus zu laufen scheinen, und doch in der Folge außerordentlich wichtig und nützlich werden. Man betrachte einmal eine gut eingerichtete Feuerspritze!

Wird

Wird sie nicht jeder für eine der gemeinnützigsten und nützlichsten Erfindungen halten müssen? Und ist es wohl wahrscheinlich, daß sie bei ihrer ersten Erfindung das war, was sie jetzt ist? Vielleicht war sie nur ein kleines Spielwerk, das ein erfinderischer Kopf zur Belustigung der Jugend erfand. Wem ist nicht noch rememberlich, wie man sich vor einiger Zeit mit Luftballons belustigte? Hielt man diese Erfindung nicht allgemein für ein kostbares und zweckloses Spielwerk? Und ist man jetzt nicht vollkommen überzeugt, daß sie in den beiden letzten Jahren einem Theile der jetzt kriegführenden Mächte außerordentliche Dienste geleistet hat?

## XII.

Vorschläge die Wanzen zu  
vertreiben.

Wer nie des Nachts in seiner Ruhe von den garstigen Wanzen geplagt worden ist, hat von Glück zu sagen. Man kann sich bei gesunden Tagen fast kein größeres Uebel denken, als seine Ruhe auf diese Weise aufopfern zu müssen. Nicht alle Menschen leiden gleich stark von diesem Ungeziefer. Einige können sich in das Bette legen, worinnen ein anderer keine Minute ruhen kann, und sie empfinden nichts, werden auch nicht gestochen. Nicht aller Menschen Blut muß also nach ihrem Geschmacke sein.

In Kiefern- und Tannenholze findet man sie am meisten.

In dem Reichsanzeiger und auch in andern öffentlichen Blättern ist unter dem Namen: Aechter Wangenkob, ein spezifisches Mittel, mit vielen Worten anempfohlen worden. In erstern Blatte ist aber auch hintennach eine Warnung wider den Gebrauch dieses gefährlichen Mittels eingerückt worden. Einsender dieser Warnung hat gefunten, daß dieses Mittel hauptsächlich aus Vitriolöl und Arsenik besteht. Man überlege, wie gefährlich ein solches Mittel werden kann. Von dem Vitriolöl wird das Bettzeug so gleich zerfressen. Können nicht Kinder etwas an die Hände bekommen; und da sie immer gewohnt sind mit den Händen in den Mund zu fahren, wie leicht können sie von dem Arsenik den Tod haben oder doch we-  
nig



nigstens ungesund werden? Solche unbeskannte Mittel darf man schlechterdings nicht kaufen. Es sind elende Quacksalbereien, die viel Geld kosten und doch nicht ganz von dieser Plage befreien. Diejenige Wanze, welche von diesem Wanzentode etwas bekommt, wird freilich nicht leben bleiben, aber kann ein solches Thier, das den Gift im Leibe hat, in der Todesnoth nicht oft dem Menschen in den Mund kriegen? Es ist nichts leichters, als ein solches Mittel zusammen zu quacksalbern, woran eine Wanze stirbt: aber ein solches Mittel zu bereiten, das zu allen Zeiten, an allen Orten, ohne den geringsten Nachtheil angewendet werden kann, das ist nichts leichtes. Folgende Mittel sind gewiß alle so kräftig, als der Wanzentod, aber weit unschädlicher, weit wohlfeiler, so daß sie verdienen empfohlen und angewendet zu werden.

Um die Wanzen von den Bettsponden und Schlafzimmern abzuhalten, darf man nur die Schlafkammerwände und das Bettgestelle mit Oelfarbe anstreichen lassen. Unter den Farben, die man dazu wählt, sind Bleyfalche und Kupferfalche die besten, als Bleyweiß, Mennige, Grünspan, Berggrün und Braunschweiger Grün. Diese Farben mit Del vermischt, sind ihnen nachtheilig, und sie nisteln sich nicht leicht ein.

In Bettsponden von Eßernholz soll nicht leicht eine Wanze kommen.

Wer soviel nicht dran wenden kann, darf auch nur beim Weißen der Zimmer die grüne Schaale der Nößkastanien abkochen, und die Brühe davon unter den Mörtel und Kalch mischen lassen. Die  
 Als

Alten fliehen vor dem Geruch und die Brut wird davon getödtet.

Sind aber schon in den Bettgestellen so viel vorhanden, und man will ein Mittel haben, welches sie tödtet und vertilgt, so wähle man folgendes:

Man nehme sechs Loth Cipriſchen oder Kupfervitriol, koche ihn in einer Kanne Wasser so lange, bis sich alles aufgelöst hat und thue etwas Rindergalle dazu. Mit dieser heißen Brühe bestreiche man die Bettspenden vermittelst eines Pinsels, und lasse es recht in die Fugen laufen. Hält man dieses Mittel nicht für vertilgend genug, so kann man noch Ein Loth Scheidewasser darunter mischen. Dieses Mittel ist eben so wirksam, als Vitriolöl und Arsenik und gar nicht so gefährlich. Kommt etwas davon ans Bettzeug,

so

so wird dieß etwas grünlich gefärbt, läßt sich aber mit kaltem Wasser, sogleich herauswaschen.

Anstatt des Kupfervitriols kann man auch Bleyzucker nehmen, und ebenso verfahren. Oder man kann auch Kupfervitriol und Bleyzucker zu gleichen Theilen mit einander vermischen.

Eisenvitriol oder wie er auch heißt: Kupferwasser nehme man deswegen nicht, weil er die gelben Rostflecke an der Wäsche verursacht, die nicht leicht wieder herauszubringen sind.

Durch dieses Mittel werden die alten getödtet und auch die Eierbrut vertilgt.

Es ist auch rathsam dieses Mittel etlichemal zu wiederholen, zumal wenn von  
an.

andern Orten her immer wieder neuer Zuwachs zu erwarten ist.

Wer die Mühe nicht scheuet und recht oft eine solche Arbeit vornehmen kann, wird auch seinen Zweck erreichen, wenn er ein halb Pfund Alaun in zwey Köffel Wasser auflöst und mit dieser heißen Auflösung das Holzwerk fleißig wäscht. Alaun ist sehr wohlfeil, ganz unschädlich, und wer wird nicht gern eine Stunde Arbeit anwenden, um ruhig schlafen zu können?

Starke Seifensiederlauge ist auch sehr vertilgend. Die Alten und die Eier werden davon ganz aufgelöst und zernichtet. Kann man sich diese Lauge selbst bereiten, so ziehe ich sie allen angegebenen vor. Holt man sie aber vom Seifensieder, so ist sie theils zu schwach, oder hat auch wohl lange gestanden, wodurch sie gleich ihre Kraft ver-

verliert. — Man bereitet sie folgendergestalt.

Sechs Nösel Wasser füllt man in einen Topf, der ohngefähr zwölf Nösel fassen kann. Man schüttet dazu zwey Pfund Potsasche. In einer Schüssel oder auch in einem andern beliebigen Gefäße lösche man ein Pfund gut gebrannten Kalch mit so viel Wasser ab, daß es ein dünner Brey wird. Wenn das Wasser mit der Potasche kocht, so schütte man ohngefähr in Zeit von einer halben Stunde den gelöschten Kalch nach und nach hinzu, und lasse es noch gegen fünf Minuten kochen. Hierauf nimmt man den Topf vom Feuer, läßt es zehn bis funfzehn Minuten stehen und gießt die obenstehende Flüssigkeit in einen andern reinen Topf. Den ersten Topf setzt man wieder aufs Feuer, gießt sogleich noch vier Nösel Wasser zu und läßt es wiederum eine Viertel-

tel,

telstunde kochen. Alsdann nimmt man es  
 gleichfalls vom Feuer, läßt den Kalch zu  
 Boden setzen und gießt die obenstehende  
 Flüssigkeit zur ersten. Den Kalch kann man  
 auf eine Leinwand schütten, um die durchs  
 laufende Flüssigkeit noch zu sammeln; und  
 zu der ersten zu gießen. Soll diese Seifens  
 siederlauge recht stark seyn, so kann man  
 sie noch bis gegen die Hälfte einkochen.  
 Mit dieser heißen Lauge kann man sich das  
 Fleisch bis auf die Knochen abbeizen. Man  
 kann also leicht denken, wie es auf das  
 Ungezieser und auf die Brut wirken mag.  
 Es äußert seine Wirkungen mehr auf thie  
 rische als andere Körper. Dem Holze scha  
 det es nichts. Man darf auch kein Unglück  
 für sich oder für Kinder davon befürchten.  
 In einem halben Tage nach dem Gebrauche  
 hat es seine ganze ätzende Eigenschaft ver  
 loren. Die übriggebliebene Lauge kann

man

man nur dadurch erhalten, daß man sie in Bouteillen gießt und fest zustopft. Auch müssen die Flaschen ganz davon angefüllt seyn, weil sie sonst von der in der Flasche befindlichen Luft verderben würde.

Mit dieser Lauge verfährt man ebenfalls, wie oben gesagt worden, und nicht nur die Alten, sondern auch die Eier werden davon in einen seifenartigen Schleim verwandelt.

Sind die Seitenwände der Stuben oder Kammern von Bret, worinnen sich dieses Ungeziefer aufhält, so daß von daher neue Colonien anlangen können, und man ist nicht vermögend, es dran zu wenden, diese Wände mit Delfarbe zu überstreichen, so würde ich folgendes Mittel für sehr vortheilhaft halten.

Man



Man nehme zu gleichen Theilen Gypß und Kupfervitriol, und reibe es in einem Mörfel mit Wasser zu einem Brey. Dieser Brey sieht etwas grünlich, und will man das vermeiden, so nehme man anstatt des Kupfervitriols so viel Bleizucker.

Mit diesem Brey verstreiche und verstopfe man alle Fugen und Ritzen sehr genau. Dieser Mörtel wird sehr hart, und wagen sich die Wanzen daran ihn zu durchnagen, so finden sie wegen des Kupfervitriols oder Bleizuckers ihren allmäligen Tod.

Alsdann setze man zwey Meßkannen Wasser in einem Topfe, der drey Kannen faßt, übers Feuer und löse darinnen ein Viertelpfund Alaun auf. Ist dieser aufgelöst, so thue man ohngefähr ein Halbpfund in kaltem Wasser zuvor erweichten Leim

Leim hinein, und koche ihn so lange, bis er vollkommen aufgelöst ist. Mit diesem Leim bestreiche man alsdann, vermittelst eines harten Pinsels die Wände. Der außerordentlich stumpfende und herbe Geschmack, den dieser Leim durch den Alaun erhält, und die große Härte, die er bekommt, halten dieses Ungeziefer davon ab.

Die auf solche Weise angestrichenen Wände kann man alsdann auch mit Kalch übertünchen lassen.

Auch sollen sich die Wanzen durch die Stengel und Blätter des Altichs, oder des wilden Feldholders, Rothholders leicht vertreiben lassen, wenn man sie an solche Orte legt, wo dieses Ungeziefer seinen Sitz hat. Man muß es aber oft wiederholen.

Sehr

Sehr wirksam soll der Dampf von den sogenannten Blutegeeln seyn. Sie sind gelbrändig, und man findet sie in bruchichten Wiesen, in kleinen Bächen und Flüssen. Man darf sie nicht mit den schwarzen Pferdegeeln verwechseln.

Der Pferdeschweiß soll ihnen vorzüglich zuwider seyn. Nimmt man daher eine Friesdecke, legt sie auf ein Pferd und diese Decke hernach ins Bett, so sollen sie davon sterben. Wenn es wahr ist, daß man niemals in einem Pferdestalle Wanzen findet, so ist dieses ein Beweis für die Vortreflichkeit dieses Mittels.

---

## XIII.

## Mittel die Fliegen zu vertreiben.

Die große Menge von Fliegen, welche in jeder Haushaltung auf dem Lande anzutreffen sind, ist keine geringe Plage. Man darf nichts Eßbares unbedeckt stehen lassen, sogleich sehen es diese unwillkommenen Gäste als ihr Eigenthum an. Aber nicht genug, daß sie sich sättigen, so verunreinigen sie auch alles, und erregen dadurch einen Ekel. Der Mensch muß selbst oft viel von ihren unangenehmen Neckereien leiden, und kann ihnen nicht entgehen. Sie ziehen in großen Schaaren zu den offenen Fenstern und Thüren herein. Die Fenster immer  
uner-

uneröffnet zu lassen, ist wegen der verdorbenen und der menschlichen Gesundheit nachtheiligen Luft nicht rathsam, die sich alsdann in den Stuben erzeugen würde. Wer einige Kosten nicht scheuen darf, kann sich Fensterrahmen verfertigen lassen, in welche anstatt des Glases Flor oder Etwas ähnliches eingepaßt ist, wodurch der freie Eingang der frischen Luft nicht gehindert, die Fliegen aber davon abgehalten werden. Dies scheint mir in einigen Fällen das zweckmäßigste Mittel zu seyn, weil jedes andere, wenn es auch noch so kräftig ist, nicht lange anhält. Hat man es aber nicht vermeiden können, ein solches Zimmer einmal zu öffnen, und es haben sich viele Fliegen eingefunden, so scheint mir kein besseres Mittel, sie zu vertreiben, als folgendes zu seyn. Man öffne Abends die Thüren eines solchen Zimmers, nehme alles Licht heraus und erleuchte dafür den Saal. Nun mache  
 man

man mit belaubten Reißern alle Fliegen, die an den Wänden und an der Decke sitzen, rege. Sind sie so aufgejagt, so fliegen sie alle dem erleuchteten Orte zu und das Zimmer ist davon um so mehr gereinigt, je größere Mühe man sich damit gegeben hat. Dieses Mittel ist so leicht, so einfach, zu allen Zeiten und an allen Orten anwendbar, daß es wohl verdient allen andern vorgezogen zu werden. Im Herbstethut es mehr Dienste, als im Sommer, weil man da schon anfängt, Fenster und Thüren sorgfältiger zuzuhalten, als im Sommer. Man hat es zu dieser Zeit aber auch beinahe nöthiger auf die Vertreibung der Fliegen bedacht zu seyn, weil sie da die wärmern Stuben der kühlern Luft vorziehen. Werden wenigen Unrath nicht scheuet, den die Rothkehlchen und andere solche Vögelchen verursachen, kann durch deren Hülfe sich auch bald der Fliegen entledigen. In

Puß.

Putzzimmern geht dies freilich nicht an,  
und da ist das erstere Mittel immer vorzu-  
ziehen.

Vorzüglich hüte man sich dergleichen  
Mittel zu gebrauchen, die in den Zeitungen  
bald unter diesen, bald unter jenen Namen  
als bewährte Mittel wider die Fliegen an-  
gekündigt werden. Sie sind doch immer  
weiter nichts, als Geldspeculationen ge-  
winnfüchtiger Leute. Wenn ich nun auch  
einmal für etliche Groschen Fliegentod kau-  
fe, werden sie denn dadurch alle und für  
das ganze Jahr vertilgt? Muß ich nicht we-  
nigstens in vierzehn Tagen wieder den Beutel  
ziehen? Ist es nicht auch beschwerlich, wenn  
aller Orten diese vergiftete Brut herumfliegt?  
Müßte man nicht in einem Jahre ohngefähr  
für etliche Gulden solches Gift kaufen?  
Schon das ist Verlust genug, wenn man  
für vieles Geld nicht mehr auszurichten

im Stande ist, als durch ein solches Mittel,  
 welches nichts kostet. Man bedenke man  
 noch den Schaden, den außerdem ein solches  
 Fliegengift anzurichten vermögend ist. Die  
 Landbewohner können ohne Vernachlässi-  
 gung ihrer Geschäfte nicht immer in der  
 Stube sitzen. Kann es sich nicht oft zutra-  
 gen, daß kleine Kinder bey aller Vorsicht  
 dennoch unglücklich werden? Ich brauche  
 dies nicht weiter aus einander zu setzen, weil  
 die Beispiele nicht selten sind, daß mehr als  
 ein Kind auf diese Weise ums Leben gekom-  
 men ist. Ich habe ein solches Mittel ein-  
 mal in Händen gehabt und gefunden, daß  
 es eine Potaschenauflösung war,  
 worinnen man Arsenik gekocht hatte. Es  
 möchte noch angehen, wenn ein solches  
 Mittel nur mehr leistete, als ein anderes.  
 Aber da es nicht mehr hilft, und man den  
 Leuten für sechs Pfennige Werth so viel  
 Groschen und mehr zahlen, und da man  
 immer



immer fürchterlichen Folgen entgegen sehen muß, so ist es sehr klug und ökonomisch gehandelt, solchen Leuten nichts abzukaufen. Will man die Fliegen nicht bloß verjagen, sondern ein für allemal umbringen, so kann man folgendes ganz unschädliche Mittel dazu gebrauchen.

Man nehme Ruthen, bestreiche sie mit Bogelleim, etwas Honig und stecke sie in der Höhe feste. Der Geruch des Honigs lockt die Fliegen herbei, sie bleiben kleben, und man wirft darauf die Ruthen, wenn sie voll Fliegen sind, ins Wasser.

Ölgemälde, die nicht unter Glas gemacht sind, werden oft sehr von den Fliegen verunreiniget. Um dies zu verhüten, kann man ein solches Gemälde mit Eiweiß überstreichen. Dieses läßt sich alsdann, wenn

H a

die

Die Zeit der Fliegen vorbey ist, durch einen feuchten Schwam mit der Unreinigkeit der Fliegen zugleich wieder abwischen.

Die Pferde und anderes nützliche Vieh leiden auch nicht wenig von den Fliegen, vorzüglich aber von den größern Fliegengattungen. Das beste Mittel dagegen sind wohl die Netze, vorzüglich wenn sie etwas klein gemustert sind. Vielleicht würde dergleichen Ungeziefer abgehalten, wenn man die Pferde mit Wasser bestrich, worinnen etwas Aloe gelegen und erweicht wäre. Auf ein solches Mittel sollten vorzüglich diejenigen denken, die gegen die Pferde in dieser Rücksicht eine Ungerechtigkeit begehen, und sie ihres Schweifs berauben, welchen die Natur ihnen wahrscheinlich nicht umsonst gab, sondern als ein Mittel, sich gegen das Ungeziefer zu vertheidigen. — Doch

so

so weit sind die Menschen noch nicht gekom-  
men, unnöthige Ungerechtigkeiten gegen das  
Thiergeschlecht einzusehen, geschweige denn  
abzustellen. —

## XIV.

Vertreibung der Mäuse und  
Ratten in den Häusern.

Das unschädlichste Mittel wider diese Plagegeister ist wohl das Fangen in Fallen. Es hilft freilich nicht ganz, wenn man nachlässig ist und es zur unrechten Zeit einstellt. Aber so ist es mit allen Mitteln. Man lasse nur nie die Falle in Ruhe, und man wird gewiß Linderung spüren. Nebenbei kann man auch aus einem Gemische von zwei Theilen Mehl und einem Theile Bleiweiß, oder Mennige, welches ebenfalls ein Bleikalch ist, kleine Kügelchen verfertigen und in die Löcher werfen.

fen. Um es ihnen recht angenehm und anlockend zu machen, kann man etwas gebratenen Speck dazu thun. Dieses Mittel wirkt etwas langsam. Sind sie zu häufig, und man sieht sich genöthiget zum Urse mit seine Zuflucht zu nehmen, so sei man nur vorsichtig damit, und stelle es nicht in Butterschnitten oder auf Tellern mit Mehl vermischt herum, weil sonst sowohl andere nützliche Hausthiere, oder wohl gar kleine Kinder, die bei nicht genugsame Aufsicht aller Orten herumkriechen, dadurch können vergiftet werden. Man vermische einen Theil Arsenik mit dreißig Theilen Mehl, thue etwas gebratenen Speck dazu, und werfe es in der Form von kleinen Pillen etwa so groß wie Erbsen in die Mäuse- und Rattenlöcher. Es giebt viele Leute, die sich damit abgeben, Mäusegift zu bereiten, und da ist es besser, man bestelt es gleich bei diesen in der Gestalt  
von

von Pillen, um der Mühe überhoben zu sein, mit dem gefährlichen Gifte, welches der Arsenik ist, umzugehen. Daß die Vorsicht mit den Pillen nicht zu verwerfen ist, erhellt aus folgender Geschichte.

Im Jahre 1788. starb in der Nähe von Quedlinburg auf einem Dorfe eine Frau. Eine andere arme Frau, die dem Wittwer bei der Beerdigung beigestanden, erhielt aus Dankbarkeit von ihm einige Eswaren, und unter andern auch ein Mehlhöschchen mit Mehl, nebst noch einem Teller, worauf auch etwas Mehl noch war. Sie setzt es zu Hause hin, und giebt ihrem Sohne den Auftrag eine Suppe zu kochen, während sie noch einiger Arbeit nachging. Der Sohn thut dieses, und ißt einige Löffel von dieser Suppe, wovon ihm aber sogleich schlimm wird. Er legt sich deshalb ins Bett, und die Mutter, welche nach einiger

ger

ger Zeit zu Hause kömmt, glaubt, er habe die Kolik, und fängt an die ganze Suppe zu essen. Sie ist aber kaum damit fertig, so wird ihr übel und muß sich heftig erbrechen. Noch denkt keiner von beiden sich die wahre Ursache. Die Mutter muß sich auch zu Bette legen und windet sich unter den erbärmlichsten Schmerzen, wobei ihr einigemal schon die Besinnungskraft vergeht. Der Sohn kann ihr nicht helfen, weil er, nur in einem geringern Grade, eben so elend ist. Endlich wird die Mutter stille; der Sohn denkt, sie sei eingeschlafen, nähert sich ihr, — und findet sie leider! verschieden. Dies bewegt ihn heraus zu kriechen und bei den Nachbarn Lärm zu machen. Man findet die Frau todt, und sie ist nach allen Versuchen nicht wieder ins Leben zurück zu bringen.

Hierauf ward nach einem benachbarten Arzte geschickt. Der Sohn hätte noch  
 kön.

Können gerettet werden, wenn man ihm Milch und andere Gegengifte gegeben hätte. Allein Niemand dachte an eine Vergiftung. Der Arzt konnte wegen der Entfernung erst des andern Tags kommen, und so starb der arme Junge ebenfalls unter den schrecklichsten Schmerzen. — Das waren also zwei Seelen, die aus Sorglosigkeit aufgeopfert waren. Bei der Oeffnung ihrer Körper fanden sich die offensbarsten Merkmale einer Vergiftung. Hals und Schlund waren entzündet und der Magen durchgefressen.

Hierauf wurde nun die Sache genaueser untersucht. Man ließ sogleich das Mehl in dem Höschen des Wittwers holen. Es wurde davon etwas auf Kohlen gestreut und es roch wie gebranntes Mehl. Man gab einigen Hunden etwas davon und es schadete ihnen nichts. Es wurde durch

Uro.



Apotheker untersucht, und sie fanden nicht  
 die geringste Spur von Gifte. Was aber  
 auf dem, aus der Küche genommenen irdes-  
 nen Teller übrig geblieben war, hatte alle  
 Kennzeichen von Gift, oder Arsenik. Es  
 roch auf Kohlen äußerst widrig, und sehr  
 stark, wie Knoblauch, welcher Geruch deut-  
 lich den Arsenik verrieth. Eine Katze starb  
 davon, und nach allen Anzeichen war das  
 Gift auf dem Teller gewesen, und das  
 Mehl dazu gethan. — Wie war es aber  
 dahin gekommen? Dies konnte der Witt-  
 wer, aus dessen Haus das Mehl gekom-  
 men, selbst nicht sagen. Wer weiß, ob des-  
 sen Frau nicht auch daran gestorben war,  
 da es in ihrer Küche gefunden worden?  
 So weit man durch Muthmaßungen kom-  
 men konnte, war die Sache wahrschein-  
 lich so zugegangen. Es war von dem  
 Dorfe eine Familie weggezogen, deren  
 Haus

Haus von Ratten sehr geplagt worden war. In diesem Hause waren verschiedene Teller mit Rattengift ausgesetzt worden, an die kein Mensch weiter gedacht hatte. Die verstorbene Frau des Mannes, der das Mehl gegeben hatte, war in diesem Hause viel aus- und eingegangen, und, da das Haus ledig geworden, hatte sie sich die alten noch in den Winkeln herumstehenden Töpfe und Teller zu ihrem Vortheil zu Nuße gemacht. Unter diesen waren die Teller mit Arsenik gewesen. Sorglos hatte sie solche in die Küche gesetzt — war darüber krank geworden, und der Mann, der von dem allen nichts wußte, hatte das Mehl auf einen solchen Teller gethan. Darüber mußten denn die beiden Personen, Mutter und Sohn, das Opfer werden.

Man

Man sieht aus dieser traurigen Geschichte, wie behutsam man mit dergleichen Sachen umgehen müsse. Niemand wird wünschen auf eine so elende Weise sein Leben einzubüßen, noch durch Fahrlässigkeit den Tod eines andern zu befördern.

---

## XV.

## Mittel wider die Feldmäuse

**W**enn dieser verheerenden Landplage nicht im allgemeinen und von allen mit einem löblichen Eifer entgegen gearbeitet wird, so läßt sich wenig erwarten. Ein einzelner Mann kann dabei wenig oder nichts thun. Es ist freilich gut, daß sich diese Landplage oft von selbst verliert, aber durch nützliche Anstalten könnte weit mehr ausgerichtet werden. Sie ziehen entweder von selbst weg; oder sie fressen sich einander auf; oder sie sterben bei gewisser Bitterung und Wunden, oder sie kriechen in Haufen zusammen, vergiften sich selbst durch ansteckende Krankheiten

heiten und kommen weg, daß man nicht weiß, wo sie geblieben sind. Will man aber allemal warten, bis die Natur dieses Ungeziefer vertilgt, so kann mancher indessen großen Verlust erleiden. Warum macht man aber nicht eben solche Anstalten gegen sie, als gegen die Hamster? Aus übel angebrachter Sparsamkeit. Der Hamsterfänger würde gewiß den Hamstern nicht nachgehen, wenn ein solcher Fang nicht von selbst Vortheile mit sich brächte. Oder glaubt man, die Mäuse wären in allzugroßer Menge vorhanden und ein solches Mittel wäre nicht anwendbar? O man lasse nur zehn Jahre Ernst brauchen, und man wird sehn, wie sie sich vermindern, so wie sich die Hamster ungeheuer vermehren würden, wenn man sie so lange Zeit in Ruhe lassen wollte.

Ein Baiertischer Prälat versprach einmal einigen müßigen Bauernknaben für jede  
 Feld.

Feldmaus, todt oder lebendig, zween Pfennige, und sie brachten ihm in einem Tage an die 5000 Stück. Man bedenke, wie viel das in drey Monaten beträgt. Gegen eine halbe Million. Und sind nicht dadurch zugleich fürs künftige Jahr ohngefähr zehn Millionen mit vertilget? Wenn nun eine allgemeine solche Jagd von vereinten Gemeinden angeordnet würde, was für Wirkung müßte dieses haben? Die Kosten würden durch den Nutzen zehnfach verinteressirt werden. —

Da auch die Krähen sehr stark nach den Mäusen gehen und sich in einem Mäusejahre viele Krähen an solchen Gegenden einfinden, so ist es rathsam, sie zu solcher Zeit zu schonen. Man kann auch deshalb die Aecker mit ohngefähr zwey Ellen hohen Ruthen bestecken, um den Krähen Standpunkte zu geben, von wo aus sie den  
Mäu.

Mäusen nachstellen können. Es ist auß-  
gemacht, daß in einigen Gegenden die Mäus  
se sich in dem Grade, als man die Krähen  
vermindert hat, vermehret haben.

---

## XVI.

Mittel wider das Ungeziefer  
auf dem Kopfe.

Dieses Uebel hat seinen Grund in der Unreinlichkeit und Verwahrlosung der Kinder. So lange man die Kinder fleißig wäscht und kämmt, so lange ist auch nichts zu befürchten. Wenn aber pflichtvergeßne Mütter, die keine Ordnung lieben, diese geringe Arbeit scheuen, so sind die Kinder zu bedauern. Denn nicht genug, daß die Kleinen viele Schmerzen leiden müssen, so hat es auch einen großen und nachtheiligen Einfluß auf die kostbare Gesundheit. O Mütter! ihr gabt Euren Kindern das Leben; was

was



Was ist ein Leben ohne Gesundheit, die eure Faulheit ihnen oft untergräbt? Von der Reinlichkeit oder Unreinlichkeit der Kinder kann man allemal auf den Werth oder Unwerth der Hauswirthin mit Gewißheit schließen. — Alle Salben des Hauptes mit Quecksilberpomade, mit Capucinerpulver, mit Arseniklauge ist ohne Ausnahme als höchst schädlich zu verwerfen. Ich habe von einem einsichtsvollen Arzte gehört, daß ihm mehrere Kinder vorgekommen wären, die nach dem Gebrauch des Capucinerpulvers einige Stunden wie wahnsinnig geworden wären. Quecksilber kann, wenn es mit dem Blute vermischt wird, heftige und langwierige Krankheiten erregen. Und wie leicht kann es geschehen, daß sich Kinder wund krahen, wenn es ihnen juckt? Wie soll man es verhindern? — Wäscht man aber die bösen Köpfe der Kinder gar mit Arseniklauge

ge, so kann der Tod auf der Stelle erfolgen.

So sind zu Wetteritzsch, einem Dorfe bei Leipzig, im Monat Julius dieses Jahrs drei Geschwister in Zeit von einigen Stunden eines elenden Todes gestorben. Ein herumlaufender Quacksalber hatte sie, um ihnen die bösen Köpfe zu vertreiben, mit einer Salbe geschmiert, unter welcher wahrscheinlich Arsenik war.

Man sei also lieber auf Reinlichkeit der Kinder bedacht, so hat man nicht nöthig zu solchen gefährlichen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen. Man wasche lieber den Kindern in ihrer Jugend den Kopf oft mit kaltem Wasser, dies befördert theils ihre Gesundheit, und nimmt auch den Schmutz hinweg. Das Vermummen der Köpfe ist  
höchst

höchst schädlich. Der Kopf ist zu warm, das Blut steigt ihnen in den Kopf und sie werden nach und nach dumm. Wie manches Kind hat seine Dummheit der mütterlichen Zärtlichkeit zu danken! Durch das Verhüllen der Köpfe in dicke Mützen fangen sie an zu schwitzen, der Schweiß wird nicht abgewaschen, es juckt die Kinder, sie kratzen und daher entstehen viel böse und ungesunde Köpfe. — Auch binde man den kleinen Knaben keine Zöpfe, sondern lasse das Haar natürlich liegen. Durch das feste Binden der Haare entsteht an den Wurzeln der Haare ein Reiz, welcher die Kinder zum Kratzen zwingt, wodurch sie hernach wund werden, und bei einer kleinen Nachlässigkeit voller Ungeziefer sind. Wer also seine Kinder nicht mit Affenliebe, denn die Affen erdrücken ihre Zungen aus Zärtlichkeit und durch Liebkosungen, sondern mit aufrichtiger Vater- und Mutterliebe liebt, wer

wer

wer lieber gesunde und kluge Kinder haben will, als ungesunde und dumme, der verhülle ihnen den Kopf nicht, sondern lasse sie so lange als möglich unbedeckt gehen, er lasse ihnen alle Morgen, Sommer und Winter, den Kopf mit kaltem Wasser waschen, und die Haare frei fliegen, so wird sein Wunsch erfüllt, er wird weder zu elendern Quacksalbereien seine Zuflucht nehmen, noch hintennach die Schuld eines unglücklichen Ausgangs tragen dürfen.

---

## XVII.

## Wider die Kornwürmer.

Auf die Anfrage im Reichsanzeiger: Wie die Kornwürmer zu vertreiben? hat Herr Commissionsrath Möller, zu Hamm, folgende Mittel in eben dieses gemeinnützige Blatt Num. 170. 1795 einrücken lassen. Es scheint mir außerordentlich zweckmäßig zu seyn, so daß sie wohl verdienen allgemein bekannt zu werden.

I. Man reibt den Boden mit nassen Sägespänen recht reine. Wenn diese weggeschafft sind, nehme man vier Hände voll Knob-

Knoblauch, eben so viel Vermuth, ein paar Hände voll Salz mit fünf Pfund englischem Vitriol, koche dieses in ein paar Eismern Wasser, scheure mit der klaren Brühe den Boden und lasse ihn trocknen. Man besprenge auch mit diesem Wasser die Seitenwände, Sparren, Latten und Ziegel.

2. Den Kornhaufen belege man mit frischem Flachs, Hanf, Hollunderzweigen, welche man auch hin und wieder an die Wände oder zwischen die Latten stecken kann, damit das Ungeziefer mit dem tödtlichen Geruch verfolgt wird, und sie keinen Aufenthalt finden.

3 Man lege Heustrenge um den Kornhaufen, die Würmer kriechen gern hinein, und man kann sie auf solche Art wegbringen. Strohhechel ist noch besser. Doch sind dies nur alles Palliativkuren und ein Kornhändler,

ler,

ter, der seinen Boden von dem Wurm befreiet hat, darf nur einen Sack Korn kaufen, worinnen Würmer sind, so wird der Haufen vom neuen angesteckt und die Beschäftigung wird kein Ende nehmen.

Das sicherste Mittel, die Kornwürmer zu vertreiben und abzuwehren, so daß nie ein Wurm entstehen kann, ist, den Boden selbst mit Zugluft zu versehen. Die Kornwürmer lieben eine wenige Erhitzung der Früchte und eine geringe Feuchtigkeit ohne Wind, worinnen ihre Entstehung und Vermehrung befördert wird. Hingegen wendet eine starke Zugluft die Erwärmung des Getraides und das Entstehen der Würmer ab, und die im Haufen sind, müssen davon sterben, weil sie durchaus keine starke Zugluft vertragen können. Die gewöhnlichen Fensteröffnungen helfen zu nichts, sondern die Oeffnungen müssen niedrig mit dem Fußboden

den

den gleich, gegen einander über angelegt seyn. Für Schlagregen und rieselnden Schnee werden Klappen angelegt, die man auf dem Boden leicht zuziehen kann. Die Vögel kann man durch Drathfenster abhalten. Ist das Gebäude am benachbarten angebauet, so daß man in der Breite keine freie Luft haben kann, so nehme man die Länge. Ist der Boden mit Scherwänden durchschlagen, so öffne man unten die Wände, damit die Luft von einem Ende zum andern frey durchspielen kann. Auf diese Weise wird man nicht nur keinen Kornwurm auf dem Boden finden, wenn man sonst, wie doch auf alle Fälle nöthig ist, das Korn umstechen läßt, sondern man hat

- 1) noch den Vortheil, daß man die Früchte dicker, wie sonst gewöhnlich, aufschütten kann;
- 2) braucht man es weniger wie sonst umzustechen;

3) wird



3) wird die Güte des Getraides dadurch befördert, es bleibt frisch und wird nicht muffrig noch dumpfig.

Wer einen neuen Kornboden auf diese Weise anlegen will, der verschaffe sich die Schrift des Herrn Commissionsrath Möller, welche den Titel führt: Lippstädtisches Bürgerblatt, 1ster Jahrgang 1784. Dasselbst ist Seite 5 die Anlage eines solchen Kornbodens näher beschrieben und zugleich ein Attest von dem Herrn Legationsrath von Hinüber in Hannover beigefügt, welcher bezeuget, daß durch eine von Herrn Dingler eingerichtete Anlage verschiedener Zuglöcher am Fußboden keine Kornwürmer im Haufen crepirt und keine wieder zum Vorschein kommen wären. Statt aller übrigen Kunstmittel, die Würmer zu vertreiben, heile man lieber diese Krankheit aus der Wurzel durch  
die

die den Böden hinlänglich verschaste niedrige Zugluft.

Ein sehr gutes Mittel soll auch folgendes seyn. Wenn alles Korn vom Boden ist, so läßt man in der Mitte ein Häufchen liegen. Binnen 24 Stunden hat sich alles dabei versammelt, was noch von Kornwürmern auf dem Boden übrig ist. Nun lasse man, wo es zu haben ist, aus dem Holze, in einem Sacke, einen Ameisenhaufen mit den großen rothen Waldameisen holen. Diesen schüttet man über den gebliebenen Kornhaufen her. Diese Ameisen, zwischen welchen und den Kornwürmern eine Todfeindschaft ist, machen gleich Jagd auf ihre Feinde. Sie erwürgen alle Käfer und Maden. Das beste ist: sie verbreiten sich auf dem ganzen Boden bis unter das Dach und unter die Sparren, wohin man sonst mit einem andern

Ver.

Vertilgungsmittel nicht gelangen kann. Sie suchen alle Ritzen durch und lassen keinen Kornwurm übrig. In 24 Stunden ist der ganze Boden davon gereinigt, und eher gehn sie nicht von dannen. Wiederholt man dieses Mittel etlichemal, so wird man gewiß von dieser Plage befreiet. Bey dem zweitemale darf man nur den Sack in eine Ecke legen und öffnen. Die Ameisen gehn von selbst heraus und wenden sich zu den in den Haufen befindlichen Kornwürmern.

Ein von dem Herrn von Gleichen bekannt gemachtes Mittel besteht darinnen. Man breitet über den Kornhaufen weiße leinene Tücher und läßt sie über Nacht darauf liegen. Den andern Tag nimmt man sie ab, und schüttelt die sich häufig angesetzten Würmer im Hühnerhofe ab, als eine diesem

Gez

Geflügel sehr angenehme Kost. Wiederholt man dieses vierzehn Tage, so sind die Kornwürmer alle auf diese Weise ausgerottet.

Dieses Mittel ist wegen seiner Einfachheit, Unschädlichkeit und wenigen Mühe und Kosten sehr zu empfehlen. Ich würde mich dessen vorzugsweise vor allen andern bedienen. Ich glaube zwar nicht, und es ist auch nicht zu verlangen, daß man damit in 14 Tagen sich auf immer von dieser Plage befreien kann. Denn wenn auch ein Hauswirth sich einmal ganz dieses Ungeziefers entlediget hat, und er bekommt nur einen einzigen Scheffel Getraide auf seinen Boden, worinnen Kornwürmer sind; so wird der ganze Boden wiederum davon angesteckt. Aber dieses Mittel, jeden Monat acht Tage lang angewendet, wird gewiß von großem Nutzen seyn. Man kann es ei-

ner

ner Magd verrichten lassen, wenn man nicht selbst allezeit Gelegenheit hat. Sobald das Tuch abgeschüttelt und die Würmer den Hühnern vorgeworfen sind, läßt man es sogleich wieder auf das Getraide ausbreiten, und verfährt, wie das voriges mal.

Folgendes Mittel ist auch nicht ganz zu verwerfen. Man gräbt einige gläserne Weinbouteillen bis an die Mündung, doch so, daß kein Getraidekorn hineinfällt, in die Kornhaufen ein. Die Kornwürmer kriechen alle hinein, so daß oft die Bouteillen ganz voll davon werden, und man kann sich in einigen Tagen damit von den ungetenen Miteßern befreien. Dieses Mittel würde ich ebenfalls, wie das vorige, alle Monate etliche Tage wiederholen lassen. Es können's Kinder verrichten. Kann man  
durchs

durchs Schütteln die Würmer nicht aus  
der Bouteille heraus bekommen, so darf  
man sie nur mit Wasser herausspü-  
len.

## XVIII.

Zeichen, woran die Wuth der  
Hunde zu erkennen.

Die Wuth befällt die Hunde nicht bloß im Sommer, sondern zu jeder Jahreszeit. Wenn ein Hund, welcher wegen einer natürlichen Geneigtheit zur Wuth leicht zum Zorn gereizet werden kann, entweder bei großer Sommerhize, oder bei sehr großer Kälte, vom Trinken abgehalten wird, so bekommt seine Galle eine so außerordentliche Schärfe, daß er toll wird. Ein gleiches erfolgt auch oft, wenn er nach dem Genusse salziger Speisen oder Getränke lange fasten muß, oder wenn er nach einer langen

R

und

und starken Bewegung nichts zu trinken bekommt, wenn er unter einem heißen Ofen liegt, vornehmlich aber, wenn er von dem Fleische eines Thiers gefressen hat, welches an der Tollheit oder einer andern faulen ansteckenden Krankheit crepirt, vom Blitze gerührt, oder mit Gift vergaben worden ist; oder wenn er stinkendes und verdorbenes Wasser getrunken, oder starkgewürzte hitzige Speisen gefressen, oder auch wenn er Würmer hat.

Die Kennzeichen dieser Krankheit sind folgende:

Die Hunde werden bei dem ersten Grade der Krankheit traurig, und suchen wieder ihre Gewohnheit, anfänglich die Einsamkeit; sie verkriechen sich, lassen Fressen und Saufen stehen, und schleichen mit herabhängenden Ohren und Schwanz einher.

Sie



Sie hören auf zu bellen und fangen dagegen an zu murren, und fremde Menschen heimtückisch anzufallen. Ihren Herrn aber pflegen sie bei diesem Grade der Krankheit noch zu schonen. Ihr Biß fängt aber nun schon an gefährlich zu werden.

Der zweite Grad ist, wenn sie anfangen zu keuchen, die Zunge aus dem schäumenden Rachen hervorstecken, ihren eigenen Herrn verkennen, und nach ihm, wie nach einem Fremden schnappen. Ihr Gang ist alsdenn unordentlich; bald schleichen sie taumelnd umher, bald thun sie einen Sprung, welcher von der ordentlichen Bahn abweicht; sie fangen an die Augen, welche nunmehr trüb und triefend werden, zu verschließen. Sie fallen alle Menschen und Thiere, welche ihnen in den Weg kommen, ohne Unterschied an. Sie können nicht schlucken und fliehen vor dem Wasser. Sie

öffnen ihr Maul weit, schnappen nach Luft, schäumen sehr und hängen die Zunge, welche eine bläuliche oder schwarzgelbe Farbe hat, weit heraus. In diesem Zustande fliehen einen solchen Hund alle andere Hunde, und wenn sie ihm nicht entgehen können, so widersetzen sie sich nicht, sondern suchen ihm zu schmeicheln.

Es geschiehet oft, daß ein Thier oder ein Mensch von einem Hunde gebissen wird, den man für toll gehalten und getödtet hat, der aber keineswegs toll gewesen ist. Um sich hiervon zu versichern, und sich eine vergebliche Angst zu ersparen, kann man folgende Mittel versuchen:

Erstlich kann man einen Umschlag von einer zerstoßenen welschen Nuß über die Wunde legen, ihn eine ganze Nacht darauf liegen lassen, und dieses alsdann  
einem

einem jungen Huhne zu fressen geben. Ist der Hund toll gewesen, so wird das Huhn in zwei bis drei Tagen sterben.

Zweitens kann man das aus der Wunde laufende Blut mit einem Stückchen Brod auffangen, und es einem Hunde, an dem nicht viel gelegen ist, reichen. Nimmt er es nicht, so war der Hund toll; oder man kann es Vögeln vorwerfen, welche, wenn der Hund in diesem gefährlichen Zustande war, in vier und zwanzig Stunden davon sterben.

Drittens, wenn der Hund getödtet worden ist, kann man sein Maul, das Zahnfleisch und die Nase mit einem Stück Brod reiben, daß es mit dem Speichel befeuchtet wird, und es auf dieselbe Art den Hunden oder Vögeln vorwerfen.

Biera

Viertens kann man an den Zähnen, dem Zahnefleische und dem ganzen Rachen des getödteten Hundes ein Stück gekochtes Fleisch reiben, doch so, daß kein Blut daran komme, und dieses Fleisch einem gesunden Hunde vorwerfen. Frißt und verzehret er es mit gewöhnlicher Begierde, so ist dieses ein sicheres Zeichen, daß der getödtete Hund nicht toll gewesen. Wenn er aber bei dem Geruche ängstlich und traurig zu heulen und zu schreien anfängt, und davon läuft, ohne es zu fressen, so ist es ein Zeichen, daß der todgeschlagene Hund wirklich toll gewesen ist.

---

## XIX.

Mittel, wider den Biß toller  
Hunde.

**N**icht alle gebissene Personen oder Thiere werden rasend; denn da das Gift in dem Speichel steckt, so sind die Wunden, welche durch die Kleider gegangen sind, nicht so gefährlich, als die, welche unmittelbar die Haut getroffen haben. Die Thiere, welche viel Wolle und oben dicke Haare haben, sind oft vor dem Gifte gesichert, weil in beiden Fällen die Kleider, die Haare oder Wolle den Geifer von den Zähnen abwischen. Die Wunden, welche ein Thier macht, wenn es eben vorher schon viele andere

andere

andere gebissen hat, sind auch nicht so gefährlich, als die ersten, weil der Geifer schon größtentheils erschöpft ist. Je weiter aber die Raserei gekommen, desto gefährlicher sind auch die Wunden. Indessen will man doch auch Beispiele haben, daß Personen, welche von einem tollen Hunde angefallen worden sind, ohne eine äußerliche Verletzung erhalten zu haben, in die Raserei gefallen sind.

Nach vielen Wahrnehmungen entwickeln sich die traurigen Wirkungen dieses Gifts oft erst an vierzigsten Tage, nachdem der Biß geschehen ist. Man hat aber auch Beispiele, daß die Wuth erst nach Jahr und Tagen ausgebrochen ist.

Da man in der großen Gefahr, in welcher man nach dem Biß eines tollen Hundes ist, nicht überall sogleich einen

geschickten Arzt zu Hülfe rufen kann, so sollen einige der berühmtesten specifischen Mittel, die ein jeder im Fall der Noth so gleich bei der Hand haben kann, angeführt werden.

Wenn der Biß geschehen ist, nimmt man, sobald als möglich, einen Hering, reißet oder schneidet denselben aus einander, legt die inwendige Seite auf die Wunde, so daß sie völlig davon bedeckt werde, und giebt zugleich dem verwundeten Menschen ungefähr einen Dukaten schwer Ruß aus dem Ofen oder Schorstein ein, und wiederholt solches im Anfange alle vier oder fünf Stunden, nachher aber seltener. Man hat kein Beispiel, daß dieses Mittel, wenn es nur zeitig genug gebraucht worden, nicht die gewünschte Wirkung gethan haben sollte.

Ein ähnliches Mittel, von dem ebenfalls gerühmet wird, daß es zuweilen an Thieren, aber niemals an Menschen fehlgeschlagen hat, besteht in folgendem:

Man lasse die Wunde schröpfen, und setze auch, wenn man dazu gelangen kann, Schröpfköpfe darauf, und ziehe damit so viel Blut heraus, als möglich ist, suche auch die Wunde mit Auflegung spanischer Fliegen neun Tage offen zu halten. Zur innerlichen Cur gebe man folgendes Medicament ein: Ruß, den man von einem schwarzgebrannten kupfernen Kessel abgekrazt hat, so scharf, daß auch etwas Kupfer mit darunter komme, Kardobenediktenpulver, Bezoarpulver, jedes einen Dukaten schwer, und eine Messerspiße voll gebranntes Hirschhorn. Dieses alles wird mit Kardobenediktenwasser wohl vermischt, dem Patienten eingegeben, worauf



worauf man ihn eine Stunde schwitzen läßt. Einem Thiere giebt man doppelt so viel, und läßt es ein paar Stunden darauf fasten.

Nach einem Berichte des Herrn von S ü d o w ist in einer Gegend von sechs Meilen im Umkreise in der Neumark seit zehn und mehrern Jahren das in allen Apotheken bekannte Kraut Waldmeister (Matrisilva) wider den tollen Hundebiß ohne Ausnahme bewährt gefunden worden. Mehr als zehn Personen, die von wüthenden Hunden erschrecklich zugerichtet worden waren, haben nicht den geringsten weitem Schaden davon gehabt, und mehr als hundert Stück Vieh von allerlei Gattung, sind dadurch vor der Tollheit bewahrt worden. Ja, man hat mit Hunden und Schweinen die Probe gemacht, und nicht allen gedachtes Kraut eingegeben. Diejenigen, welche

es bekommen, sind gesund geblieben, die es aber nicht eingenommen haben, sind alle toll geworden. Der eigentliche Gebrauch und die Dosis ist noch nicht recht bestimmt. Man hat das Kraut bald grün, bald trocken, bald in Milch, bald auf Butterbrod dem Gebissenen eingegeben. Den Menschen hat man so viel beigebracht, als man konnte, und sie täglich zweimal Thee von dem Kraute trinken lassen; die Wirkung ist allemal die nemliche gewesen.

Die Wurzel des Tollkrauts (*Atropa Belladonna* L.) ist ebenfalls als ein bewährtes Mittel befunden worden; selbst in dem Falle, da Gebissene schon mußten angelegt werden, und man ihnen dieselbe mit Gewalt beibringen mußte.

Die Wurzel wird zu Ende des Junius, oder zu Anfange des Julius ausgegraben,  
und

und an einem Orte aufgehängt, wo sie von der Luft ausgetrocknet werden kann. Wenn man diese getrocknete Wurzel gebrauchen will, wird sie klein geschnitten zu Pulver gestoßen, und von diesem Pulver einem erwachsenen Menschen vierzehn bis fünfzehn Gran, einem Kinde von sechs Jahren fünf Gran, und einem von vier Jahren drey bis viertehalb Gran des Morgens mit Wasser oder warmen Biere gegeben. Ein Stück Vieh bekommt funfzehn bis siebenzehn Gran. Dieses muß aber alsdenn eingesperret und ihm in zwölf Stunden weder Fressen noch Saufen gegeben werden. Bei dem Eingeben, welches dem Viehe geschiehet, hat man sorgfältig dahin zu sehen, daß dasselbe die ganze Quantität des Pulvers bekomme, sonst kann es seine Wirkung nicht thun. Bey Schweinen geschiehet dieses am besten, wenn man das Pulver in eine kleine angefeuch-

feuchtete Kugel, welche aus Wasser und Mehl gemacht worden ist, knetet, und jedem Stücke seine Portion gegeben wird. Personen nehmen das Pulver am leichtesten in einer getrockneten gekochten Pflaume ein, und enthalten sich acht Stunden darauf alles Essens und Trinkens. Vier Stunden nach dem Einnehmen empfindet der Patient gemeiniglich, daß seine Augen etwas dunkel werden; er siehet starr aus, ist auch wohl sonst, doch ohne zu rasen, nicht völlig bei sich. Dieser Zustand dauert nie länger, als bis er nach verfloffenen acht Stunden wieder Speise und Trank zu sich nimmt.

Nachdem, von dem ersten Einnehmen an gerechnet, acht und vierzig Stunden verfloffen sind, wird auf gleiche Weise ein zweites, und nach noch andern acht und vierzig Stunden ein drittes Pulver genommen. Der Appetit zum Essen verliert sich  
nach

nach dem Einnehmen gemeiniglich von selbst. Wenn man aber Speise zu sich nimmt, ehe der zuletzt eintretende Schweiß erfolgt, und vorüber ist, befindet man sich eine Zeit lang übel und mehr beängstiget. Man muß also den Schweiß als eine heilsame Wirkung der Beladenen im Bette recht abwarten, wornach es einem recht leicht werden wird. Alsdann kann man Speise nehmen, und man wird sich desto besser befinden.

Wenn man sich mit der Wurzel zu gehöriger Zeit nicht versehen hat, so kann man statt derselben zwanzig bis drei und zwanzig Gran zu Pulver gestoßene Blätter nehmen.

Im Jahre 1777 hat der König von Preußen folgendes Mittel an sich gekauft, und in seinen Landen bekannt machen lassen.

Die

Die Hauptsache bey diesem Mittel sind die Maitwürmer. Es giebt davon zwei Arten, die man aber nicht mit einander verwechseln darf.

Der Maitwurm oder Maitkäferwurm ist ein Insect, welches von Linne' unter die Classe der Coleopterorum gesetzt und Meloë genennt wird. Es giebt, wie schon gesagt, zwei Arten der Maitwürmer. Die eine Art ist die sogenannte Meloë Proscarabeus Linnei, auch Anticantharus genannt. Er ist wohl eines Fingers dick, und bisweilen anderthalb Zoll lang. Das Weibchen ist größer, als das Männchen. Er hat keine Flügel, wohl aber ganz kleine Flügeldecken, welche nur die Hälfte des Leibes bedecken, weich, fast wie Corduan, schwarz punktirt, und ohne Glanz sind, daher er auch nicht fliegen, sondern nur langsam gehen kann. Sein ganzer Leib ist überhaupt  
weich

Weich und schwarz, mit bunten aus blaus grün und gelb vermischten Ringen umgeben. Der Kopf, die Füße und der Bauch sehen mehr roth als violet aus. Die Fühlhörner bestehen aus zwölf Gelenken, deren mittlere dicker als an den Enden sind. An den vordern und mittlern Füßen hat er fünf, an den hintern Füßen aber nur vier Gelenke. Wird der Maywurm in Del getaucht, so stirbt er sogleich. Er hat noch die Eigenschaft, daß, wenn man ihn berührt, er aus allen Gelenken einen dicken fetten gelblichen Saft, der ölig ist und die Finger färbt, von sich läßt. Dieser Saft sowohl als das Insekt selbst, wenn es zerrieben wird, giebt einen angenehmen Geruch von sich.

Die zweite Art ist der eigentliche so genannte Maywurm. (*Meloë majalis* Linn.) Diese Art ist kleiner und hat rothe

Ringe auf dem Unterleibe, wodurch sie sich von der vorhergehenden Art unterscheidet, mit der sie jedoch die Absonderung des Saftes, wenn sie berührt wird, gemein hat. Diese Art Maywürmer sind besser, als die vorhergenannte Art, und machen das Hauptingredienz bei der Arznei aus. Sie halten sich meistens auf den Brachfeldern, oder an Hügeln in der Sonne auf, und müssen im Maymonat bei trockner, warmer Witterung eingesammelt werden. Da sie bei der geringsten Berührung den oberrwähnten Saft, der das Beste bei der Arznei ist, fahren lassen, so muß man sie gar nicht mit den Fingern berühren, sondern sie müssen vermittelst ein paar Hölzchen, gleichsam als mit einer Zange, doch ohne sie zu drücken, aufgehoben und in einen Topf oder ein Glas gethan worden. Sobald sie nach Hause gebracht werden, muß ihnen lebendig, doch ohne sie zu drücken, ver-



der Kopf mit einer Scheere über ein Glas, worin reiner Honig ist, abgeschnitten, weg-  
geworfen, der Körper aber in den Honig  
gelegt werden; sodann wird das Glas zu-  
gebunden, und an einen frischen temperir-  
ten Ort gesetzt, allwo er zwei bis drei Jah-  
re aufbehalten, und im erforderlichen Fal-  
le nach nachfolgendem Recepte ange-  
wendet werden kann:

Bei Abschneidung des Kopfes der  
Maywürmer muß man wohl Acht has-  
sen, daß die fließende Materie, die sich da-  
bei zeigt, nicht verloren gehe, sondern zu-  
gleich mit in den Honig komme. Wenn  
Würmer eingelegt werden sollen, so müssen  
auf ein Berliner Quart Honig zwei hün-  
dert Stück von den schwarzen oder ein-  
hundert fünf und siebenzig Stück  
von den goldfarbigen genommen werden.

Das Recept ist alsdann folgendes:

Man nimmt vier und zwanzig Stück von den in Honig gelegenen Maiswürmer mit samt dem anklebenden Honig, und macht sie auf einem Teller mit einem Messer oder andern Instrument ganz klein und zu einem Zeig. Unter diesen Zeig mischt man vier Loth Theriak, oder in dessen Ermangelung eben so viel Holundermuß, zwei Quent Ebenholz, das man recht feint geraspelt und durchgeseibt hat, ein Quent fein pulverisirte virginische Schlangenzurzel, zwanzig Gran Eberäschenschwamm, den man auf einem Reibeisen klein gerieben, ein Quent gefeiltes Blei, so in den Kramläden zu bekommen; wozu noch etwas Honig, worin die Würmer gelegen haben, hinzugemischt werden kann. Diese Sachen müssen ja recht gut unter einander gemischt

gemischt werden und die Gestalt einer Latt-  
 werge erhalten. Man hebt sie alsdann  
 zum Gebrauch in einem Topfe oder Glase  
 an einem temperirten Orte wohlbedeckt auf.  
 Doch ist es gut, wenn man nicht zu viel  
 Vorrath macht, weil leicht der Schimmel  
 dazu kömmt, wodurch die Arznei unwirk-  
 samer wird.

Von dieser Arznei giebt man den ge-  
 bissenen Personen von dreißig bis acht-  
 zig Jahren männlichen Geschlechts, zwei  
 Quent, von fünf und zwanzig  
 Jahren anderthalb Quent, von  
 zwölf bis zwanzig Jahren ein  
 Quent, von drei bis zehn Jahren  
 dreißig bis vierzig Gran, und Kin-  
 dern von ein bis zwei Jahren vier  
 und zwanzig Gran. Diese Gaben  
 können nach Beschaffenheit der Natur des  
 Patienten vermindert werden. Personen  
 weiblich

weiblichen Geschlechts giebt man ungefähr den vierten Theil weniger ein, als Personen des männlichen Geschlechts.

Wenn die Person ihre Portion eingenommen hat, muß sie sich vier und zwanzig Stunden des Essens, und zwölf Stunden des Trinkens enthalten. Ist nach den zwölf Stunden der Durst stark, so kann man etwas Holunderblüthenthee trinken. Die ersten zwölf Stunden muß man im Bette abwarten, und die übrige Zeit der Cur in einer warmen Stube zubringen. Nach vier und zwanzig Stunden muß ein gewärmtes Hemde angezogen, und das geschwitzte Hemde verbrannt werden.

Ist durch den Biß eine Wunde verursacht worden, so muß man sie mit Weinessig oder Salzwasser rein auswaschen, öfters mit Scorpionöl betupfen und  
mit

mit frischer gut gesalzener Butter verbinden. Auf diese Art muß man die Wunde einige Zeit lang offen erhalten, und recht reinigen, so wird sie alsdann auch von selbst zubeilen.

Außer diesem hat sich der Patient nach der Cur vor allem hitzigen Getränke, als Wein, Bier, Brantwein, wie auch vor starker Leibes- und Gemüthsbeziehung zu hüten.

Hat der Biß keine offene Wunde, sondern nur eine Quetschung verursacht, so kann die Nacht über ein Blasenpflaster aufgelegt, und wenn dieses eine Blase gezogen, eben so verfahren werden, wie oben bei einer offenen Wunde gesagt worden ist.

Bei gebissenem Vieh hat man folgendes zu beobachten:

Es

Es muß solches sogleich in einen besondern Stall gebracht, und ihm die Arznei in nachfolgender Portion gegeben werden: Wenn nach vier und zwanzig oder acht und vierzig Stunden, oder auch noch länger die Cur vorbei ist, kann man das Vieh wieder in den vorigen Stall bringen. Der Stall aber, wo das gebißne Vieh curiret worden, muß gereiniget werden. Die offenen Wunden am Vieh werden eben so behandelt, wie beim Menschen, und müssen ja recht sorgfältig ausgewaschen werden.

Es ist auch rathsam, daß die Personen, welche die Cur sowohl eines Menschen als eines Viehes besorgen, selbst eine Dosis von der erwähnten Arznei einnehmen, damit sie von dem Hauche oder von dem Geiser, von welchem sie etwa berührt worden, nicht angesteckt werden.

Aus:

Ausgewachsenen starken Pferden, Ochsen  
 und Kühen, giebt man viertelhalb Quent,  
 dergleichen Schweinen dritthalb Quent,  
 Schafen, Ziegen und Hunden ein Quent  
 und funzig Gran, dem Federviehe ein  
 Quent. Sehr jungem Vieh, als Kälbern,  
 Schweinen, Fohlen von etlichen Wochen,  
 ein Quent. Sehr jungen Schafen, Zie-  
 gen und Hunden funfzig Gran bis ein  
 Quent. Bey ausgewachsenem Viehe muß  
 obige Portion getheilt und die Hälfte den  
 andern Morgen gegeben werden. Bey  
 halbgewachsenem Viehe nimmt man das  
 Mittel.

## XX.

## Mittel wider die Erdflöhe.

Die zarten jungen Pflanzen von Kohl, Kraut, Blumenkohl u. d. gl. leiden oft sehr von den Erdflöhen, und es wäre manchen Oekonomen sehr lieb, ein probates Mittel wider diese Plage zu haben. Nachstehendes, ganz einfache Mittel, welches der berühmte Oekonom Meyer als bewährt versichert, verdiente wohl von mehreren Oekonomen geprüft und angewendet zu werden. Man soll nemlich gemahlnen Gyps auf dergleichen Beete vor oder kurz nach einem Regen streuen. Auch wenn die Blätter vom

Thau



Thau noch feucht sind, kann man es thun.  
Die Aufstreuung kann etwas dicker geschehen,  
als man Kocken zu säen pflegt.

Man giebt auch noch folgendes, in  
der Ausführung sehr leichte Mittel an.  
Man hat nemlich durch Erfahrung gefun-  
den, daß die Erdflöhe die Radiesblätter  
allen andern vorziehen. Sät man also un-  
ter andere Pflanzen Radies, so werden sie  
sich bloß an diesen halten, und die andern  
Kräuter verschonen.

Auch wird nachstehendes Mittel wider  
diese Plage angerühmt, an dessen Güte ich  
jedoch zweifle, bis mehrere Versuche den  
Ausschlag geben.

Man nimmt zu drei Pfunden Saamen,  
den man zu säen gedenket, eine Unze Schwes-  
felblumen und mischet es wohl unter einan-  
der.

der. Diese Mischung läßt man vier und zwanzig Stunden stehen; nach diesem thut man wieder eine Unze Schwefelblumen dazu und läßt es nach vier und zwanzig Stunden stehen. Endlich wiederholt man dieses noch einmal, so daß innerhalb dreimal vier und zwanzig Stunden zu jedem Pfunde Saamen eine Unze Schwefel kömmt. Am vierten Tage säet man den Saamen, der aber bei der Vermischung mit dem Schwefel in einem wohlverwahrten Gefäß muß aufbehalten werden. Und an diesen Pflanzen sollen sich weder Erdflöhe noch andere Insekten sehen lassen.

---

## XXI.

Etwas von den Metallen in Rücksicht auf die menschliche Gesundheit.

Die vielfältigen und ausgezeichneten Eigenschaften der Metalle machen dieselben zum Gebrauch im gemeinen Menschenleben sehr geschickt. Wie viele künstliche und bequeme, aus Metallen bereitete Gefäße liefert uns nicht der Klempner, der Zinngießer, der Kupferschmidt, der Rothgießer und a. m.? Man betrachte einmal einen kupfernen Kessel, wie nützlich ist er nicht? Er kann einen außerordentlichen Feuergrad

grad aushalten, ohne zu schmelzen; auß der größten Kälte kann er in das stärkste Feuer gesetzt werden, ohne zu zerspringen; ohne Gefahr ihn zu zerbrechen kann er gestoßen werden; und bekommt er mit der Zeit durch die Einwirkung des Feuers oder durch gewaltiges Stoßen eine wandelbare Stelle, wie leicht ist er nicht wieder verniedet? Und wenn er endlich keine Dienste mehr zu leisten im Stande ist, so hat er doch immer noch fast die Hälfte des Werths eines neuen. Wo wollten die Färber im Großen und ähnliche Fabrikanten Gefäße und Kessel bekommen, die bey gleichem Umfange die Dauerhaftigkeit der kupfernen besäßen? Solche Eigenschaften, die man vergeblich an dem irdenen Geschirre sucht, setzen die Nutzbarkeit und Brauchbarkeit der kupfernen Gefäße außer Zweifel. Allein sie haben auch von einer andern Seite betrachtet eine Eigenschaft, die dem Menschen mehr

mehr

mehr oder weniger nachtheilig werden kann. Das Kupfer ist nemlich eins von den Metallen, welches der Gesundheit sehr schadet. Bedienet man sich also in einer Wirthschaft zur Zubereitung oder Aufbewahrung der Speisen kupferner Gefäße, so sind schleichende und gefährliche Krankheiten, vorzüglich im Alter, die nothwendigen Folgen davon. Es kommt aber auch vieles auf die Speisen selbst an, die man in Kupfer bereitet oder aufbewahrt. Saure Speisen oder Brühen greifen das Kupfer mit einer Leichtigkeit an und lösen es auf oder verwandeln es in einen grünen Rost, den man gemeiniglich Grünspan nennt. Je länger nun eine solche saure Speise darinnen steht, desto mehr wird Kupfer aufgelöst. Genießt es der Mensch hernach, so schadet es zwar nicht den Augenblick, aber nach und nach erzeugt es oft Zufälle, die wegen ihrer schleichenden Wirkung nur desto schmerzlicher

cher

cher und schwerer zu heilen sind. Auch so gar das gemeine Wasser löst das Kupfer auf. Es rührt dieses von der Luftsäure her, die fast in jedem Wasser anzutreffen ist. Was von der sauren Flüssigkeit so eben gesagt worden ist, gilt auch von denen, die in einen gährenden Zustand gerathen. — Es ist daher das Verzinnen des Kupfergeschirrs, wenn dieses nicht abgeschafft werden kann, sehr zu empfehlen.

Das Blei ist ein eben so schädliches und gefährliches Metall, als das Kupfer. Doch wird es wegen des Schmuckes, womit seine Oberfläche so leicht überzogen wird, und wegen der geringen Härte, die es besitzt, nicht so leicht zum ökonomischen Gebrauche benutzt. Anstatt dessen bedient man sich des Zinnes. Das Zinn ist nun zwar, wenn es ganz rein ist, unschädlich und kann ohne Nachtheil gebraucht werden. Allein  
 der

der Zinngießer vermischt es jederzeit mit einer Portion Blei. Nach den Gesetzen ist nur der Zusatz eines sechsten Theiles Blei erlaubt. Da aber bis jetzt die Scheidekunst noch kein ganz bequemes, und von Jedermann leicht anzustellendes Mittel angiebt, den Bleigehalt des Zinnes zu bestimmen, so haben gewissenlose Leute immer noch freies Spiel, dem Zinne mehr Blei zuzusetzen, als eigentlich erlaubt ist. Und dadurch kann es gleichfalls geschehen, daß zinnerne Gefäße durch ihren Gebrauch schädlich werden. Vorzüglich hüte man sich, eben so wenig, als in den kupfernen, etwas Saures darinnen aufzubewahren. Zinnerne Essig- oder Oelflaschen taugen schlechterdings nicht. Denn außerdem, daß die in solchen Gefäßen befindlichen Flüssigkeiten die Gesundheit nach und nach untergraben und dem gesündesten Körper ein sieches Alter bereiten, so werden die Gefäße selbst dadurch

M

immer

immer schlechter und endlich vernichtet. Saure Speisen, Brühen, Salate u. d. g. pflegen in Wirthschaften, wenn sie nicht auf einmal verzehrt sind, immer aufgehoben und den andern Tag wieder auf den Tisch gebracht zu werden, weil sie am wenigsten verderben. In diesem Falle lasse man sie nie in solchen Gefäßen stehen, und wenn ein Hausvater sich in diesem Punkte, wie leider oft der Fall ist, auf die Hausmutter nicht verlassen kann, so schaffe er lieber dergleichen Geschirre ganz ab. — Außerdem giebt es Zinnsorten, die Arsenik enthalten, und es ist dieses ein Grund mehr solche Geschirre so viel als möglich zu meiden.

Gefäße aus Messing sind um nichts besser als die kupfernen. Denn das Messing besteht aus Kupfer und etwas Zink. Man findet noch an vielen Orten Kaffeegeschirre,

schirre,



schirr, welches aus geschlagenem Messing gearbeitet ist. Der darinnen bleibende Saß wird beim folgendenmale vom neuen wieder gekocht, und der üble Geschmack, den er annimmt, zeigt deutlich genug, daß er, obgleich wenig, Kupfertheile enthält.

Das Quecksilber ist auch ein solches Metall, welches der menschlichen Gesundheit nachtheilig werden kann. Es hat die Eigenschaft, daß es bei einer nicht allzu großen Hitze sich wie das Wasser in Dämpfe verwandelt, und davon geht. Diese Dämpfe können einen Menschen tödten. Man sieht also, wie unbehutsam man handelt, wenn man z. B. Quecksilber und Schweinefett zu einer Salbe zusammen reibt und den Kindern damit die Köpfe bestreicht. Gewöhnlich verbindet man den Kindern alsdann die Köpfe, um das Bettzeug nicht zu

besudeln. Aber durch die damit hervorgerach-  
 brachte Wärme wird das Quecksilber nur  
 desto fähiger in die Schweißlöcher der ar-  
 men Kleinen hineinzudringen und sie unge-  
 sund zu machen. Wie viele unvorsichtige  
 Eltern mögen nicht auf diese Weise die Ge-  
 sundheit ihrer Kinder untergraben und ih-  
 nen ein immerwährendes sieches Leben und  
 frühzeitigen Tod bereitet haben?

Es giebt aber noch viele Fälle, in wel-  
 chen diese Metalle dem menschlichen Leben  
 nachtheilig seyn können, und wo sie der  
 Unerfahrne nicht einmal anzutreffen  
 glaubt.

Denn die Metalle erscheinen uns nicht  
 immer in der gewöhnlichen Gestalt, wie bey  
 gemünztem Gelde, bey silbernen, kup-  
 fernen, zinnernen und bleiernen Gefäßen,  
 son-

sondern wir sehn sie auch oft in anderer Gestalt, als ein Salz, als ein Glas, oder als eine Erde von verschiedenen Farben.

Die Verbindung des Essigs und des Kupfers machen den destillirten Grünspan aus.

Der gewöhnliche Grünspan ist Kupfer, welches von sauren Weindämpfen zu einer grünen Erde hergestellt wird.

Berggrün und Braunschweiger Grün bestehen auch aus Kupfer.

Zinnober besteht aus 6 Theilen Quecksilber und aus einem Theil Schwefel.

Bleiweiß ist Blei, welches durch Essigdampf in diese weiße Farbe verwandelt wird.

M e n s

Mennige ist Blei, welches durch ein starkes Feuer darein verwandelt wird.

Mastikot ist ebenfalls Blei, wobei das Feuer nicht so anhaltend und so stark gemacht wird, als bei der Mennige.

Hält man einen Löffel voll Mennige oder Mastikot über ein Kohlf Feuer, so verwandelt es sich zum Theil wieder in Blei. Noch mehr Blei erhält man, wenn etwas Fett oder Del darunter gemischt wird.

Caseler Gelb ist Blei, welches in Verbindung mit Salmiak durchs Feuer in diese gelbe Farbe verwandelt wird.

Bleizucker ist Blei, welches in Essig aufgelöst ist.

Die Glasur der irdenen Teller, Schüsseln und Töpfe ist auch Blei.

Hier

Hieraus sieht man, wie vortheilhaft und nützlich es ist, sich um Naturkenntnisse zu bemühen, wenn man Schaden und Nachtheil verhüten will. Wie sehr sind nicht oft die Spielsachen der kleinen Kinder mit solchen giftigen Farben beflektet, und wie manches Kind mag dadurch zeitlebens ungesund und unglücklich geworden sein. Denn die kleinen Kinder pflegen immer alles Spielzeug, was man ihnen giebt, in den Mund zu stecken. Dadurch lecken sie die schädlichen Farben ab und werden in der Folge von den grausamsten Zufällen geplagt. Wer also seine Kinder liebt und sie nicht verwahrlosen will, verwerfe die bunten Spielsachen, und wähle lieber farbenlose. Wer über diese Schädlichkeit belehret worden ist, und es dennoch thut, der trage dann die Schuld der Verwahrlosung an seinen Kindern.

Die

Die Glasur des Töpfergeschirrs ist zwar auch vom Blei, allein aus folgenden Ursachen nicht so schädlich, als das Bleimetall selbst, oder die Farben aus Blei. Der Töpfer vermischt einen Bleikalch, z. B. Mennige, Bleiglätte u. d. g. mit Sand oder Thon, macht diese Mischung mit Wasser dünner, und bestreicht damit die Töpferwaare. Hierauf kommt sie in den Ofen. Durch die starke Hitze wird das Blei und der Sand in Glas verwandelt, wie das glasige Ansehn einer jeden guten Glasur lehrt. Aber in diesem glasigen Zustande wird es von sauren Speisen und Brühen nicht angegriffen, und ist folglich der Gesundheit nicht nachtheilig. Beim Einkauf solcher Waare wähle man also solche, die eine gute, gleiche, nicht leicht brüchige Glasur haben. Denn ist der Bleikalch und der Sand durch einen unzureichenden Feuergrad, nicht vollkommen vergla-

verglac

verglaset, so kann ein solches schlecht glasurtes Geschirr dennoch schädlich sein.

Es giebt viele Leute, die schlechterdings widersprechen müssen, wenn man sie eines Bessern belehren und von schädlichen Gewohnheiten abbringen will. So habe ich oben gesagt, daß Essig, welcher in kupfernen oder zinnernen Gefäßen aufbewahrt wird, Kupfer und Blei auflöse. Wird nicht manche Wirthschafterin, der man dieses zu Gemüthe führt, sagen: es sei nicht wahr; die Gelehrten wollten alles besser wissen; sie haben noch nichts bemerkt. Allein gleich darauf stehen unter den angeführten künstlichen Produkten der Grünspan und der Bleizucker. Diese könnten wir nicht haben, wenn der Essig weder Kupfer noch das Blei angriffe.

Unter den metallnen Gefäßen sind die aus Eisenblech gefertigten ganz sicher zu  
ges

gebrauchen. Denn das Eisen ist der menschlichen Gesundheit mehr zuträglich, als schädlich. Sie gehn aber bald zu Grunde, weil das Eisen leicht rostet, und dadurch immer dünner wird. Deswegen überzinnt man sie. Man wird leicht einsehen, daß das Zinn ebenfalls sehr rein sein müsse.

Noch will ich hier eine Methode anführen, wie man zinnerne Gefäße auf ihren Bleigehalt untersuchen kann. Sie scheint mir leicht zu sein und von Jedermann angestellt werden zu können. Die Erfahrung lehrt nemlich, daß ein Stück Blei und ein Stück Zinn von ganz gleicher Größe dennoch am Gewicht verschieden sind.

Wenn z. B. ein Stück reines Zinn 7 Pfd. 8 Loth wiegt, so wiegt ein gleich großes Stück reines Blei 11 Pfd. 11 Loth.

Ein



Ein gleiches Stück Blei ist folglich schwerer, als ein gleiches Stück Zinn. Diese Verschiedenheit in der Schwere ist auch auf folgende Weise sichtbar. Wiegt man auf einer akkuraten Wage ein reines Stück Zinn genau ab, und merkt sich das Gewicht, und bindet alsdann dieses Zinn mit einem Faden an die Wagschale und hängt es gerade so weit in reines Wasser, daß es davon bedeckt wird, die Wagschale aber noch außerhalb des Wassers sich befindet, so wird man bemerken, daß es nicht mehr soviel wiegt, als zuvor. Es verliert also einen bestimmten Theil seines vorigen Gewichts, wenn es unter Wasser gewogen wird. Eben so verhält es sich auch mit dem Blei. Stellt man aber zwischen dem Blei und Zinn eine Vergleichung an, so bemerkt man, daß das Zinn unter dem Wasser mehr an seinem ersten Gewicht verliert, als das Blei.

Zwei

Zwei Pfund Zinn verlieren im Wasser ohngefähr 8 Loth 3 Quentchen und wiegen nur noch 1 Pfund 23 Loth 1 Quentchen. Zwei Pfund Blei verlieren aber nur gegen 6 Loth 2 Quentchen und wiegen noch 1 Pfund 25 Loth 2 Quentchen.

Daraus sieht man nach einer Berechnung, daß das Zinn den  $7\frac{1}{2}$ ten Theil seines Gewichts, das Blei aber nur den  $11\frac{1}{3}$ ten Theil seines Gewichts im Wasser verliert.

Aus diesem Grunde kann man mit einer genauen Wage und gutem Gewichte jedes zinnerne Gefäß erst in der Luft und dann im Wasser wiegen, und untersuchen, ob es viel Blei hält oder nicht. Das Wasser muß sehr rein sein. Anstatt des destillirten Wassers kann man sich auch eines reinen Fluß- oder Regenwassers bedienen. Wer  
eine

eine solche Probe anstellen will, muß im Rechnen geübt sein. Folgende Tabelle kann die Probe erleichtern.

Verliert das Zinn  $7\frac{1}{2}$ ten Theil seines vorigen Gewichts im Wasser, so ist es sehr reines Zinn.

Verliert es den 8ten Theil, so enthält ein Pfund  $26\frac{1}{2}$  Loth Zinn und  $5\frac{1}{2}$  Loth Blei. — Dies ist gerade das rechte Verhältniß, in welchem die Zinngießer es verarbeiten sollen.

Verliert die Masse den  $8\frac{1}{2}$ ten Theil, so enthält ein Pfund 22 Loth Zinn und 11 Loth Blei.

Verliert die Masse den 9ten Theil, so enthält ein Pfund 17 Loth Zinn und 15 Loth Blei.

Verz

Verliert die Masse den  $9\frac{1}{2}$ ten Theil, so enthält ein Pfund ohngefähr 12 Loth Zinn und 20 Loth Blei.

Verliert die Masse den 10ten Theil, so enthält ein Pfund  $9\frac{1}{2}$  Loth Zinn und  $22\frac{1}{2}$  Loth Blei.

Verliert die Masse den  $10\frac{1}{2}$ ten Theil, so enthält ein Pfund ohngefähr 6 Loth Zinn und 26 Loth Blei.

Verliert die Masse den 11ten Theil, so enthält ein Pfund noch nicht ganz 2 Loth Zinn, aber über 30 Loth Blei.

Verliert aber die Masse noch nicht den 11ten Theil seines vorigen Gewichts, so ist es ein Zeichen, daß es reines Blei ist, und gar kein Zinn enthält.

Auf

Auf diese Weise kann man das Zinn prüfen, ob es der Gesundheit mehr oder weniger nachtheilig ist; auch kann man sich dadurch vor Schaden hüten, wenn man eine große Menge Zinn einzukaufen hat, worunter sich Blei befindet. Den Preis eines solchen Gemisches von Zinn und Blei kann man alsdann leicht bestimmen.

Eine solche Probe kann man mit einem kleinen Stück eben so gut anstellen, als mit einem großen. Auf die Akkuratessse des Gewichts und der Wage kommt hier alles an. Macht man die Probe mit einem nicht zu großen Stücke, so ist es besser, destillirtes Wasser zu dem Versuche anzuwenden.

Wenn die Zinngießer untersuchen wollen, wie viel das Zinn Blei enthalte, so bedienen sie sich eines Verfahrens, das im  
Wea

Wesentlichen mit dem Obigen übereinkommt.  
Es besteht kürzlich darinnen:

Man läßt sich von Messing eine Gußform machen, und verfertigt sich mit derselben verschiedene Kugeln. Die Gußform erwärmt man allemal zuvor, ehe man das schmelzende Metall hineingießt.

Die erste Kugel gieße man aus ganz reinem Zinn.

Die zweite aus 9 Theilen Zinn und aus 1 Theile Blei.

Die dritte aus 8 Theilen Zinn und 2 Theilen Blei.

Die vierte aus 7 Theilen Zinn und 3 Theilen Blei.

Die fünfte aus 6 Theilen Zinn und 4 Theilen Blei.

Die sechste aus 5 Theilen Zinn und 5 Theilen Blei.

Die siebende aus 4 Theilen Zinn und 6 Theilen Blei.

Die

Die achte aus 3 Theilen Zinn und 7 Theilen Blei.

Die neunte aus 2 Theilen Zinn und 8 Theilen Blei.

Die zehnte aus 1 Theile Zinn und 9 Theilen Blei.

Die eilfte aus reinen Blei.

Diese Kugeln numerirt man und schneidet den Einguß genau davon ab. Wiegt man sie auf einer Wage, so sieht man, daß No. 1. am leichtesten, die folgenden immer schwerer, und No. 11. die schwerste ist. Je mehr also eine solche Kugel Blei enthält, desto schwerer ist sie. Will man nun eine unbekante Zinnsorte auf diese Weise prüfen, so schmelzt man davon ein Stück und gießt daraus ebenfalls eine solche Kugel. Alsdann untersucht man vermittelst der Wage, mit welcher von den 11 Kugeln sie einerlei Gewicht hat, wo-

22

durch

durch man denn leicht in den Stand gesetzt wird zu bestimmen, wie viel sie Zinn, und wie viel sie Blei enthalte. Wiegt sie so viel als No. 1. so ist es reines Zinn. Ist sie so schwer als No. 6. so ist es halb Zinn und halb Blei.

Dieser letzten Probe kann man sich freilich nur dann bedienen, wenn das zu probirende Zinn zerstückelt werden kann. Bei neuem Geschirr hingegen bedient man sich lieber der ersten, und ein solcher Versuch setzt uns in den Stand, die Reinigkeit des Zinnes und seinen Einfluß auf die menschliche Gesundheit zu bestimmen.



## XXII.

Flecken aus Wäsche und Kleidern  
zu bringen.

## I. Reinigung des weißen leinenen Zeuge.

Das ganze Verfahren bei einer Wäsche ist weiter nichts, als dieselbe von dem ihr anhängenden Schmutz zu säubern. Ist dieser Schmutz bloß erdiger Natur, als feiner Staub, der in die Wäsche sich legt, so ist schon reines Wasser hinlänglich, ihn wegzubringen. Ist er aber von ölichter oder fettichter Art, wie z. B. der durch die Ausdünstungen und Schweiß des Menschen hervorgebrachte, so ist das bloße Wasser nicht

fähig, ihn hinwegzunehmen, weil zwischen dem Wasser und Fett keine Vereinigung statt findet. Gießt man in eine Bouteille reines Wasser und thut etwas Del oder Fett dazu, und schüttelt es genau unter einander, so werden nach einer kleinen Ruhe sich alle Theilchen des Dels wieder zusammen finden, in einer Masse vereinigen, und oben auf schwimmen. Die Natur bietet uns aber ein Mittel dar, diese verschiedenartigen Körper, das Del oder Fett und das Wasser mit einander zu vereinigen. Dieses ist das Laugensalz, wovon es dreierlei Gattungen giebt. Das mineralische Laugensalz oder die Sode, das vegetabilische Laugensalz oder die Potasche und das flüchtige Laugensalz. Die beiden erstern sind die gewöhnlichsten und wohlfeilsten. Die Potasche ist in allen Aschenarten, reichlicher aber in der Asche des harten als des weichen Holzes, enthalten. Man übergießt

gießt

gießt dergleichen Asche mit Wasser und läßt das Wasser einige Stunden darüber stehen, wodurch sich alles Laugensalz im Wasser auflöset. Ein solches Wasser, welches dergleichen Laugensalz aufgelöst hat, nennt man auch Lauge. Soll die Lauge aber recht geschickt seyn, das Del leicht aufzulösen, so muß sie ätzend gemacht werden. Dieses geschieht mit gut gebrannten Kalche, wie schon oben in dem Artikel von Vertreibung der Wanzen gesagt worden ist. Ist sie auf diese Weise ätzend gemacht worden, so löset sie das Fett und Del mit großer Leichtigkeit auf. Taucht man den Finger hinein, so ist es als ob man Fett zwischen den Fingern hätte. Man darf aber nicht deswegen glauben, als ob diese Aetzlauge fettig sey. Es rührt dies daher, weil sie gleich das Fett von den Fingern auflöst und sich damit verbindet. Ist sie recht stark, so beißt sie das Fleisch bis auf

auf

auf den Knochen ab. Eine solche Lauge würde nun gleich alles Fett aus der Wäsche wegnehmen, aber auch die Wäsche selbst sogleich zerfressen. Deswegen verbindet man schon zuvor diese Lauge, ehe man sie an die Wäsche bringt, mit einer hinlänglichen Quantität von Fett oder Unschlitt. Diese Verbindung einer solchen Lauge mit Del oder Unschlitt heißt Seife, und macht die Beschäftigung der Seifensieder aus. Ist also auf diese Weise, wie in der Seife, das Fett oder Del mit Laugensalz verbunden, so vereinigt sich es mit dem Wasser, und ist geschickt die Wäsche, ohne sie anzugreifen, von dem Schmutz zu reinigen, wenn derselben von ölichter oder fettigter Art ist.

Oft ist aber auch die Wäsche von Flecken anderer Art verunreiniget, die die beste Seife nicht im Stande ist, hinwegzubringen,

z. B.

z. B. Dintenflecke, Eisenrostflecke, Stockflecke, Weinflecke, Flecke von Delfarben, von Firniß, von Theer und Wagenschmier.

## I.

Die Dintenflecke haben viel Eisen in ihrer Mischung, daher muß man nur auf ein solches Mittel bedacht seyn, welches auf Eisen wirkt. Da nun jede Säure im Stande ist, das Eisen aufzulösen, so kann man sie auch alle dazu anwenden. Rathsam ist es freilich solche auszuwählen, die die Wäsche nicht angreifen. Ist der Dintenfleck frisch, so wäscht man ihn so gut als möglich mit Wasser und Seife aus. Ist das nicht hinlänglich, so nimmt man guten Essig oder Citronensaft und wäscht den Fleck so lange darinn, bis er ganz verschwunden ist. Hintennach spült man allen Essig mit Wasser hinweg. Alte Dintenflecke

flecke

flecke, die sich innig mit der Wäsche vereiniget haben, sucht man zuvor auf eben diese Weise mit Essig wegzubringen. Anstatt des Essigs kann man auch Sauerfleesalz nehmen. Ist der Fleck hartnäckig, und will durch dieses mehrmal versuchte Mittel nicht weichen, so muß man Salzgeist zu Hülfe nehmen; hernach aber sorgfältig den anhängenden Salzgeist mit Seife und Wasser hinwegspülen.

## 2.

Eisentrostflecke behandelt man ebenfalls wie die Dintenflecke, da sie ihrer eigentlichen Natur noch nichts anders sind, außer daß ihnen die schwarze Farbe fehlt. Sind sie mit starkem Essig nicht hinwegzubringen, so muß man auch zum Salzgeist seine Zuflucht nehmen. Sie entstehen oft sehr leicht, ohne daß die Leute wissen, woher sie kommen. Hat zum Beispiel ein  
Tropfen

Tropfen Essig einige Zeit an einem Messer oder an einer Gabel gehangen, und etwas Eisen davon aufgelöst, und man wischt ein solches Messer an einer Serviette ab, so entsteht ein Rostfleck. Dies geschieht auch, wenn man Apfel oder ähnliches Obst schält, und das Messer erst einige Stunden nachher abwischt, wodurch ebenfalls etwas Eisen von der Säure des Obst aufgelöst wird.

## 3.

Um die Stockflecken aus der Wäsche herauszubringen, ziehe man sie durch eine Lauge von harten Holze, und lasse sie allezeit an der Sonne trocknen. Dies wiederholt man so lange bis sie verschwunden sind. Anstatt einer solchen Aschenlauge kann man auch gleiche Theile Salmiak und Rochsalz in Wasser auflösen, die Wäsche etliche mal

mal

mal durchziehen, trocknen lassen, und alsdann noch mit Seife auswaschen.

## 4.

Weinflecken sind säuerlicher Natur und müssen durch im Wasser aufgelöster Potasche oder durch bloße Aschenlauge vertrieben werden. Die Flecken von rothen Wein sind oft schwer herauszubringen. Sehr dienlich ist es, solche ganz frische Flecken sogleich mit Salz oder Schnupftaback, noch besser aber mit Potasche zu überreiben und hernach in Lauge vermittelst der Seife vollends auszuwaschen.

## 5.

Frische Flecken von Delfarben können mit bloßer Seife ausgewaschen werden. Sind sie aber sehr erhärtet und können auch in sehr heißer Seifenlauge nicht erweicht werden.



werden, so muß man sie einige Stunden lang in Terpentinoil weichen lassen und alsdann in warmer Lauge mit Seife vollends auswaschen.

Dies nämliche gilt auch von den Flecken aus Firniß, Theer und Wagenschmier.

## II. Reinigung der gefärbten leinenen Zeuge.

Haben gefärbte leinene Zeuge Flecken bekommen, so kommt es darauf an, ob die Farben solcher Zeuge ächt sind, oder nicht. Sind die Farben ächt und beständig, so kann man sich aller vorher angegebenen Mittel bedienen, nur muß man sie in geringerer Stärke anwenden, weil doch durch ein zu starkes Mittel die Farbe, wenn sie auch noch so ächt ist, wo nicht nach und nach

nach

nach zerstört, doch gewiß sehr verändert wird. Bei Dinten- und Eisenrostflecken nimmt man, wie oben, schwachen Essig, oder Citronensaft und giebt sich lieber Mühe durch ein wenig längere Arbeit den Fleck hinwegzubringen, als durch ein stark wirkendes Mittel denselben mit einander zu vertreiben.

Sind aber die Farben der Zeuge nicht ächt, so wird auch durch das schwächste Mittel, ja sogar oft durch das bloße Waschen mit Seife, die Farbe früher verschwinden, als der Fleck.

### III. Reinigung der weißen wollenen Tücher.

#### I.

Dinten- und Eisenrostflecken sind mit schwachen Essig, Citronensaft oder Sauer-

Sauerkleesalz leicht heraus zu bringen. Sind sie sehr stark und groß, so kann man Scheidewasser oder Salzsäure, welche beyden Säuren aber mit vielem Wasser verdünnt werden müssen, allenfalls dazu anwenden. Doch dies nur im Nothfall, denn gemeiner Essig nimmt sie auch hinweg, nur erfordert er etwas längere Zeit und Mühe. Jederzeit wäscht man hintennach den Essig mit Wasser hinweg, weil man außerdem oft einen neuen Flecken von Essig hineinbringen würde.

## 2.

Del- und Fettflecke werden mit eingeweichten Thon überstrichen, den man auf dem Flecken trocknen läßt und hierauf mit den Händen ausreibt oder ausklopft. Was mit einemale nicht bewerkstelliget wird, kömmt durchs zweyte oder drittemal zu Stande.

3.

Flecken von Wein werden wie schon erwähnt ist, behandelt.

4.

Flecken von Oelfarben, von Firniß, von Theer und Wagenschmier werden zuvor so viel als möglich mit einem stumpfen Messer abgekrazt, alsdann mit Terpentinol eingeweicht, mit Thon eingerieben, und nachdem dieser getrocknet ausgeklopft. Auch kann man hier das Waschen mit Seife oft mit Nutzen noch anbringen.

5.

Wachsflecke schabt man mit einem Messer ab, gießt etwas Weingeist darauf und wartet, bis dieser verdunstet ist. Denn ohnerachtet der Weingeist das Wachs nicht aufzulösen im Stande ist, so macht er selbige doch so spröde, daß man es, wenn der  
Weins

Weingeist verflogen ist, in der Folge so hinwegreiben kann, daß gar nichts mehr davon zu sehen ist.

## 6.

Flecke von faulenden Urin werden durch Citronensaft oder Essig leicht vertrieben.

## 7.

Farbenflecken von Obst muß man mit Milch oder frisch gelassenen Hirsne answaschen und dann gleich mit Wasser wegspülen. Sind sie davon nicht ganz vergangen, so daß davon noch ein schwacher Schimmer übrig ist, so kann man durchs Schwefeln vollkommen vertreiben. Auch leistet hier oft der Franzbranntwein großen Nutzen, weil er schwefelische Dünste in seiner Mischung hat.

## IV. Reinigung gefärbter Tücher von Flecken.

Wegen der Farben muß man hier behutsam zu Werke gehen, weil oft mit den Flecken die Farbe zugleich verschwindet. Man thut deswegen wohl, wenn man erst immer solche Mittel versucht, die den Farben im geringsten nichts schaden. Unter diese ist zu rechnen Thon, Bleiweiß, Weingeist, Aether, Eierdotter, Serpentinöl. Der Thon und Eierdotter können leicht herausgerieben werden; der Weingeist aber, der Aether und das Serpentinöl verdunsten sehr bald.

## I.

Del- und Fettflecke behandelte man mit Thon oder Bleiweiß. Sind sie frisch, so kann man sie auch zwischen gutes Fließpapier legen, und eine erwärmte Platte darauf setzen, wodurch vermittelst der Hitze sich diese Flecke in das Löschpapier ziehen.

ziehen. Auch Eierdotter drauf gelegt, und wenn es trocken geworden ist, ausgerieben, nimmt diese Flecke hinweg.

## 2.

Harz, Pech, und Theerflecken erweicht man mit Terpentinöl, und sucht sie vollends mit Thon oder Bleiweiß herauszubringen.

## 3.

Wachsartige Flecken macht durch Weingeist zerreiblich und reibt sie hernach aus.

## 4.

Dintenflecken und Eisenrostflecken werden mit Essig oder Citronensaft herausgemacht. Ist die Farbe des Tuchs aber nicht ächt, so leidet die Farbe.

## D

## 5.

I.

Harnflecken reibt man mit Thon ein, zu welchen man etwas Essig oder Citronensaft gemischt hat, laßt dies trocknen, und reibt es alsdann heraus. Auf eben diese Weise werden auch die vom Palchwasser oder Potasche verursachten Flecken ausgemacht.

#### V. Flecken aus seidnen Zeugen zu bringen.

Seidne Zeuge müssen sehr delikat behandelt werden; denn wenn auch nicht allemal die Farbe ausgeht; so verlieren sie doch immer gewöhnlich Glanz und Ansehn. Sind sie also nicht beträchtlich, so lasse man sie lieber drinnen.

I.

Dinten, Eisenrost, und Harnflecken suche man mit einer leichten Säure,  
als



als Essig und Citronensaft heraus zu bringen, und wasche hernach gleich alles mit reinem Wasser hinweg.

## 2.

Fett- und Oelflecken suche man mit Thon oder zwischen Fließpappier vermittelst der Wärme heraus zu bringen. Bedient man sich dazu der Platte, so darf sie nie zu heiß sein, weil oft durch die Hitze die Farbe der Zeuge wo nicht ganz zerstört, doch sehr unscheinbar gemacht wird. Auch das Gelbe vom Ei kann bei seidnen Zeugen mit großem Nutzen zu solchen Flecken gebraucht werden, weil es der Farbe nicht nachtheilig ist.

## 3.

Die Pech- Theer- Harz- und Wachstigen Flecken muß man mit Aether oder auch mit sehr gutem Weingeist

eintränken, das meiste mit einem stumpfen  
Messer wegzubringen suchen, und alsdann  
des Selben von Ei sich noch bedienen.

## 4.

Rothe Weinflecke reibe man sogleich  
mit Salz so viel als möglich hinweg, und  
bediene sich noch zuletzt des Franzbrans  
teweins.

---

## XXIII.

## Wider das Erfrieren der Bäume.

In der Wärme nimmt das Wasser einen größern Raum ein, oder ist am Umfange größer als in der Kälte. Wird es so weit erhitzt, daß es in Dampfgestalt davon gehet, so ist der Umfang des Dampfes 1200 mal größer, als der Umfang des Wassers war, welches nunmehr in der Gestalt von Dämpfen davon gehet und flüchtig wird. Vorher wurde gesagt, daß es in der Kälte einen kleinen Raum einnimmt; allein dies findet nur bis auf einen gewissen Grad statt, nemlich bis das Wasser gefriert. Da  
her

her sieht man, daß ein Glas mit Wasser angefüllt, und der Kälte ausgesetzt, so daß das Wasser ganz darinnen gefrieret, von dem Eise zersprengt wird. Denn das Eis, welches durch die darinnen befindliche Luft genöthiget wird, sich auszudehnen, und nicht so, wie in seinem vorigen Zustande, als Wasser nachgiebt, bringt diese Zerstörungen hervor.

Oft findet man Bäume, die durch den Frost zerrissen worden sind. Die Ursache ist die nehmliche. Findet nehmlich der Frost einen Baum, der viel Säfte hat, so gefrieren die Säfte, und werden zu Eis. Als Eis aber nehmen sie einen größern Raum ein und zersprengen die Fasern des Baumes. Dieses kann durch folgenden Versuch noch deutlicher gemacht werden. Man nehme zwei Stücken Spanisches Rohr, und lege davon das eine ins Wasser, daß  
 sich

sich die Zwischenräume des Rohrs damit anfüllen, das andere Stück aber erhalte man trocken. Hat sich das eine Stück voll Wasser angesogen, so setze man beide einem ziemlichen Froste aus. Das mit Wasser durchdrungene wird obiger Ursache wegen von dem Froste zerrissen werden, das andere aber wird von dem Froste nichts leiden.

Diejenigen Bäume, welche auch den Winter über grün bleiben, nehmen weniger Wasser in sich. Sie haben daher auch nicht zu viel Säfte, als die andern. Ihr Saft hat eine sehr langsame Bewegung und ist mehr klebrig und dick. Sie kommen deswegen auch sehr leicht und am besten in trockenem Boden fort.

Kleine Schößlinge sind der Gefahr zu erfrieren mehr ausgesetzt, als der Stamm,  
weil

weil sie einen größern Theil von Feuchtig-  
keit in sich enthalten.

Ein Baum, der seine Blätter noch hat,  
ziehet 15, 20 bis 30 mal mehr Wasser in  
sich, als ein anderer, der keine Blätter  
hat: folglich müssen solche Bäume, die die  
Blätter zu lange behalten haben und vom  
Winter überfallen werden, ehe ihre Säfte  
sich vermindern oder zu einer leimartigen  
Natur werden konnten, der nicht so leicht  
friert, mehr vom Froste leiden als andere  
Bäume, die ihr Laub zeitig verloren.

Fällt im Frühjahre, wenn die Bäu-  
me sich schon mit neuen Säften angefüllt  
haben, ein Frost ein, so ist dieser den Bäu-  
men weit gefährlicher, als ein stärkerer  
Frost zu einer andern Zeit, wenn die Säfte  
in geringerer Menge vorhanden sind.

Die

Die Bäume, welche aus den warmen und mittäglichen Ländern kommen, haben eine größere Menge von wässerigten Säften in sich, als diejenigen, welche im Norden wachsen. Daraus folgt, daß die erstern der Gefahr zu erfrieren mehr unterworfen sind, als die letztern, und dies bestätigt die Erfahrung alle Tage.

Das beste Mittel dem Ersterben der Bäume vorzubeugen, scheint zu sein, daß man der Natur nachahme; d. i. daß man die Blätter vor der Zeit, da sie von selbst abfallen würden, abpflückt, um den Saft des Baums minder wässerig, und mehr leimartig zu machen; denn die wässerige Feuchtigkeit, welche in einem harten Winter gefrieret, würde durch ihre Ausdehnung die Gefäße des Baums zersprengen.

Versuche, die man nach diesen Gründen mit den kleinen Zweigen, an den Spitzen der Bäume, die gemeiniglich erfrieren,

angestellt hat, sind sehr wohl gelungen. In den Jahren 1708. und 1709. erstarben in England alle Arten von Bäumen, bei den starken Frösten, nur die Maulbeerbäume ausgenommen, von denen man vor dem Winter die Blätter für die Seidenwürmer abgepflückt hatte.

Doch muß man nicht alle Blätter auf einmal abreißen, wie die Natur sie auch nicht an einem einzigen Tage abfallen läßt; sondern man muß nur nach und nach einige abpflücken, so, daß der Baum, wenn der Winter eintritt, fast ohne Laub ist. Auch muß man sich in Acht nehmen, nicht zugleich die Knospen abzureißen. Die wahre Zeit für einen jeden Baum muß durch wiederholte Versuche bestimmt werden, weil die sehr wässerigen Bäume eher, als andere, die minder wässerig sind, der Blätter entladen sein wollen. Vielleicht muß man  
auch



auch den Ausländischen, und den neu angepflanzten Bäumen das Laub eher nehmen, als denen, die lange in dem Lande gewesen oder nicht neu gepflanzt sind.

Die wässerigsten Bäume sind diejenigen, welche im Frühlinge zuerst Blätter bekommen, und welche die Natur, die alleszeit in ihren Wirkungen regelmäßig verfährt, auch im Herbst zuerst von den Blättern entblößt. Es ist leicht zu bemerken, daß die Eiche, und der Ulmbaum, die so langsam anschlagen, ihre Blätter noch lange Zeit behalten, wenn die andern zarteren Bäume keine mehr haben.

## XXIV.

Benutzung der wilden Kastanien auf  
Stärke und Seife.

Die wilden Kastanien lassen sich in gute Stärke verwandeln, weil sie bei weitem nicht so viele schleimige Theile, als der Weizen enthalten. Sie liefern daher auch verhältnißmäßig mehr Stärke, und zwar von vorzüglicher Güte. Man befreiet in dieser Absicht die Kastanien von der Schale, stampfet sie in einem Troge oder Mörser, thut die gröblich gestampfte Masse in ein hölzernes Gefäß, füllet dasselbe mit kaltem Fluß- oder Regenwasser, läßt es in Ruhe stehen,

stehen, bis die in Bewegung gekommene Masse wieder zu Boden gefallen und die Brühe, die einem sehr sauren und zusammenziehenden Geschmack hat, klar ist. Diese gießt man allmählig ab, schüttet den Bodensatz in einen groben Sack, läßt ihn in einem andern Gefäß mit bloßen Füßen austreten, den erhaltenen weißen Saft, so wie bei andern Stärkemanufacturen gewöhnlich ist, mit reinem Wasser ausfüßen und endlich trocknen. Die in dem Sacke übriggebliebenen groben Theile dienen zum Schweinefutter, die saure Brühe aber zur Benutzung einer andern Portion gestampfter Kastanien, indem sie die Fermentation weit mehr als gewöhnliches Wasser befördern.

Auch statt der Seife zur Reinigung des leinenen und baumwollenen Zeuges sind die geschälten und zerriebenen Kastanien sowohl

wohl frisch als getrocknet, wenigstens mit großer Ersparung der gemeinen Seife zu gebrauchen.

Man schälet die Kastanien und reibt sie auf einem Reibeisen, oder, wenn die Arbeit im Großen geschehen soll, läßt man sie getrocknet auf der Mühle zu einem feinem Mehle mahlen. Zu einem Maas Fluß oder Regenwasser nimmt man das Mehl von nicht mehr als zwei Stück Kastanien, und läßt beides zehn bis zwölf Stunden lang stehen. Das Wasser wird davon weiß und schaumig. Man gießt es ab, macht es ziemlich heiß, und bedient sich desselben alsdann statt des Seifenwassers zum Waschen. Die Wäsche bekommt dadurch eine weißbläuliche nicht unangenehme Farbe, und keinen übeln Geruch. Sollten sich aber nicht alle Flecken auswaschen lassen; so nimmt man noch etwas Seife zu Hülfe. —

Daß

Daß dieses Wasser die nemliche Wirkung hervorbringen sollte, als die Seife, kann und darf man nicht erwarten. Nur so viel ist gewiß, daß seine Wirkung zu seiner Wohlfeilheit sehr groß ist. Wenn durch Aufgießen des Wassers alles aus dem Mehle herausgezogen ist, so kann solches mit Kleien vermischt zu einem Futter für allerlei Vieh dienen.

---

## XXV.

Benutzung der Kartoffeln auf  
Käse.

**M**an sucht von der rothen und weißen Sorte die besten und größten Kartoffeln aus und kocht sie in einem Kessel weich, doch so, daß sie nicht bersten, weil sonst ihre Kraft vermindert wird. Wenn sie kühl geworden sind, schält man sie rein ab und wirft sie in eine Mulde. Alsdann zerreibt man sie auf einem Reibeisen oder mit einer großen hölzernen Keule, bis alles recht weich und klein geworden ist. Von diesem Kartoffel-

brei

Brei nun können mit Zusatz dicker von den Molken geschiedener Kuhmilch, wie zu ordinären Käsen nöthig ist, in Ansehung der Güte drei verschiedene Arten Käse verfertigt werden. Doch muß man die Milch nicht zu heiß laben oder dick machen, weil die Käse sonst spröde werden und bersten.

Man schüttet demnach in eine andere Mulde entweder fünf Pfund von den geriebenen Kartoffeln und nur ein Pfund dicke Milch. Hierzu schüttet man so viel Salz, auch nach Belieben Kümmel, als zu ordinären Käsen nöthig ist, und knetet alles wohl durch einander.

Oder man nimmt vier Theile Kartoffeln und zwei Theile dicke Milch; oder drei Theile Kartoffeln und zwei Theile dicke Milch, welches alles alsdann gehörig gesalzen und wohl durchgeknetet wird. Diese

dritte Art Käse ist so gut, daß sie auch von Leckermäulern nicht verachtet wird.

Alle diese drei Sorten werden, wenn sie wohl durchgeknetet sind, zugedeckt und bleiben im Winter drei bis vier Tage, im Sommer aber nur zwei bis drey Tage stehen. Nach Verlauf dieser Zeit knetet man alles noch einmal unter einander, füllet damit die Käsekörbe oder Formen völlig an, und läßt durch die darinnen befindlichen Oeffnungen die überflüssige Feuchtigkeit ablaufen. Sie bleiben nach Beschaffenheit der Witterung einige Tage in den Körben stehen. Hernach schüttet man die Käse auf ein Bret und läßt sie in gelinder Wärme vollends austrocknen, aber nicht an der Sonne oder an einem heißen Ofen, weil sie sonst von der zu geschwind und heftig angebrachten Hitze ausspringen. Sollten sie aber dennoch ausspringen, so darf man

se



ſie nur mit etwas Bier beſprengen, oder mit etwas dicker Milch, worunter ein wenig Sahne oder Milch gemengt wird, beſtreichen und ſie ferner abtrocknen.

Alsdann legt man ſie in Töpfe oder Faßchen folgendermaßen ein.

Auf den Boden ſtreuet man etwas grünes Vogelkraut, welches im Sommer häufig in den Gärten wächst. Hierauf wird der Käſe eingepackt, und darüber her wieder gedachtes Kraut gelegt, und ſo eine Schicht nach der andern, bis das Gefäß damit angefüllt iſt. So läßt man die Käſe vierzehn Tage und noch länger ſtehen; denn je älter ſie werden, deſto beſſer ſind ſie.

Will man den ordentlichen Kartoffelkäſe recht delikat machen, ſo bereitet man die Maſſe von einem Theile Kartoffeln und

drei Theilen gelabter Kuh- oder Schafmilch auf obervähnte Art zu, und läßt solches drei bis vier Tage in der Mulde stehen. Alsdann wird von derselben eine Daumendicke Lage in den Käsekorb gemacht, etwas Fliederblüthe oder Kümmel mit Muskatblumen vermengt, darüber gestreuet, und sodann frische Butter einer wälschen Nuß groß, mit einem Löffel darüber gedrückt. Hierauf folgt eine neue Lage der Käsemasse, und auf diese die zwei andern Ingredienzien, und so fort, bis der Käsekorb angefüllt ist. Zuletzt verfähret man eben so wie bei den vorigen Käsearten. Wenn dieser Käse alt wird, übertrifft er den Holländischen weit, wie dann auch die vorhergehenden Arten sich von gemeinem Käse nicht unterscheiden lassen. Sie haben aber alle vor dem gemeinen Käse noch darin einen Vorzug, daß theils in demselben sich keine Maden erzeugen, auch Jahr und  
 Tag

Sag gut bleiben und je älter, je besser  
werden. Uebrigens müssen sie, wenn sie  
verwahrt werden, an einem trocknen Orte  
stehen.

## XXVI.

Benutzung der Kartoffeln zu Stärke  
und Stärkmehl.

**D**iese Art Stärke und Stärkmehl ist viel weißer und feiner, als die gewöhnliche aus Weizen bereitete. Sie unterscheidet sich von aller andern Stärke bei dem Spitzenwaschen, daß sie dieselben nicht nur schön weiß, sondern auch hinlänglich steif und doch nicht fleisterig macht. Ein Pfund dieser Stärke thut bei der Wäsche so viel Dienste, als anderthalb bis zwei Pfund ordinäre Stärke, nur muß bei dem Einrühren der Kartoffelstärke mehr kaltes Wasser als zu der gewöhnlichen

lichen

lichen genommen werden, weil diese Stärke, sobald sie ins Wasser kömmt, sich auflöset, welches bei der gemeinen Stärke nicht geschieht.

Das erste ist, daß man sich einen großen Krauthobel mit dem dazu gehörigen Kasten, (doch ohne Schneiden, weil an deren Stelle eine Reibe kömmt) und in dem Raume, worin sonst die Schneiden, kommen, ein großes Blech vom Klemmer machen, und als in ein Reibeisen, etwas größer, als gewöhnlich Löcher einschlagen, und in diesen Raum einfügen oder nageln läßt.

Zweitens läßt man ein großes Waschfaß halb voll Wasser zu recht setzen. Hier nächst werden die größten weißen Kartoffeln mit einem stumpfen Besen im Wasser gereinigt und der Kasten des Hobels damit angefüllt,

gefüllt, und so verfahren wie es bei dem Krauthobeln gewöhnlich ist. Daß man bei dem Hin- und Herschieben des Kastens beide Hände auf die in dem Kasten geschüttete Kartoffeln legen, oder auch mittelst eines Bretes sie niederdrücken müsse, versteht sich von selbst. Wenn nun die in das Wasser geriebenen Kartoffeln mit ihren äußern Schalen erfordern, daß man im Fasse Raum mache, so nimmt ein anderer mit einem Durchschlage einen Theil nach dem andern von den Schalen und dem gröblichen der Kartoffeln aus dem Wasser, thut solches in ein anderes Gefäß mit Wasser, rühret es um, damit die noch daran hängende Stärke davon komme, holet sodann die Schalen wieder mit dem Durchschlage heraus und wirft sie weg.

Das in dem Eimer gießt man zu dem im Fasse, rühret alles wohl vom Grunde  
auf.

auf, und gießt es durch ein Haarsieb in ein anderes reines Gefäß. Dieses muß aber mit Vorsicht geschehen, damit nichts von den Unreinigkeiten in die Stärke komme, sonst muß alles aufs neue durchgegossen werden. Dieses durch das Sieb gegossene bleibt einige Stunden stehen; alsdann wird das darauf stehende braune Wasser abgegossen und wieder vom Grunde umgerührt, damit das schmutzige aus der Stärke komme. Dieses Aufgießen des reinen Wassers geschieht so oft, bis das Wasser so klar und hell, wie das Wasser auf die Stärke gegossen worden ist, darauf stehenhet. Sodann gießt man, wie gesagt, das Wasser ab, und legt das Gefäß so, daß alles Wasser aus der Stärke abtröpfeln kann.

Nach ein paar Tagen, wenn die Stärke hart ist, nimmt man das oberste schmutzige

ge

ge Wtzen mit einem Messer ab, schneidet die Stücke aus dem Gefäße aus, und legt sie auf Breter, die mit Leinwand belegt sind, zum Trocknen auf den Boden hin, so wird sie nach acht Tagen schneeweiß ausfallen.

Hierbei ist noch zu merken, daß im Frühlinge und Herbst bei warmer Luft (nicht aber beim Froste) die beste Zeit zur Verfertigung dieser Stärke ist.

---



## XXVII.

Wie werden die Englischen Käse gemacht?

Mein Wunsch geht vorzüglich dahin, daß diese Aufsätze in die Hände der Landbewohner kommen möchten; und da dürfte es denn manchen lieb sein, zu wissen, wie in England die Käse bereitet werden. Wie viele Summen gehen nicht jährlich für Käse aus dem Lande! Es ist wahrscheinlich, daß derjenige Landbewohner gewiß viel gewinnen würde, der im Großen es vornehmen wollte, eine bessere Sorte Käse zu liefern, als gewöhnlich verfertiget wird. Freilich muß  
dera

Derjenige, der sich damit beschäftigen will, selbst einige Versuche unternehmen, und nach Befinden abändern und bessern. Denn die beste Vorschrift ist oft unnütz, weil das bei manchem auf die Fütterung, Landesart u. s. w. ankommt. Das vorzüglichste kommt wohl mit darauf an, die Milch zu laben, oder gerinnend zu machen. Die Holländer bedienen sich dazu des Salzgeistes, und zwar eines recht starken. Das Verhältniß ist ein Eßlöffel voll zu zehn Kannen Milch. Aber ich glaube, daß man sich dazu eben so wohl vegetabilischer Säuren, als des Essigs, Citronensafts u. s. w. bedienen könne, und hätte ich Gelegenheit, so würde ich es mit destillirtem Essig versuchen.

Die Engländer gebrauchen das Laab, um die Milch gerinnend zu machen, und sie halten folgende Bereitungsart für die beste.

Man

Man nimmt von geschlachteten Säugelälbern, die noch nichts anders als Milch genossen haben, den Magen heraus, schneidet ihn auf, thut das geronnene oder die dicke Substanz, von der man das nicht Geronnene in dem Magen läßt, in ein Gefäße, untersucht und reiniget es sorgfältig von allem, was nicht dazu gehöret, denn es können Roth, Haare und anderer Unrath mit darinnen sein. Darauf wäscht man es in kaltem Wasser rein aus, legt es auf ein Tuch, um es zu trocknen und schüttet es sodann in eine Schale. In dieser wird es mit Salz bestreuet, solches wohl eingerieben und dann zugedeckt. Hierauf wird der Magen mit kaltem Wasser ausgewaschen, mit Salz gerieben und das Geronnene hineingethan. Endlich wird auch die äußere Seite des Sacks wohl mit Salz gerieben, und wenn man eine genugsame Menge solcher Magen beisammen hat, legt man

man

man sie in einen Topf und blindet solchen sorgfältig zu. Diese Säcke erhalten sich ohne Gefahr zu verderben und sind ein Jahr nach ihrer Verfertigung in ihrer rechten Vollkommenheit. Man kann dieses also zubereitete Laab zwar auch gleich frisch gebrauchen, die Wirkung aber ist nicht so gut; denn die geronnene Milch wird nicht so hart und fest und der Käse bekommt keine gute und ebene Konsistenz. Wenn die Säcke ein Jahr in gedachtem Gefäße gelegen haben, nimmt man einen davon und öffnet ihn. Man schüttet das Geronnene oder die Milchklößchen aus demselben in einen steinernen Mörser und reibt sie mit einem hölzernen Stößel wohl unter einander. Alsdann schlägt man drei frische Eierdotter hinein und gießt ein halb Mäsel gute fette und süße Sahne dazu. Dieses reibt man unter einander, und wenn es wohl vermischt ist, trocknet man am Feuer ein Blatt Mus-

ka.

katenblüthe, eine Gewürznelke und ungefehr  
 acht Gran Safran. Wenn diese so trock-  
 fen sind, daß sie sich zerreiben lassen, zer-  
 stößt man sie zu Pulver, schüttet es zu den  
 übrigen Ingredienzen, und knetet es wohl  
 durch einander, daß es nur eine Masse zu  
 sein scheint, und thut es wieder in den Sack.  
 Hierauf macht man eine starke Lauge von  
 Salz und Wasser, kocht es, läßt es stehen,  
 bis es sich gesetzt hat, gießt das Klare in  
 einen Topf, und thut eine halbe Unze von  
 dem zubereiteten Laab aus dem Sacke hin-  
 zu, worauf man alles wieder in den Sack  
 nebst vier bis fünf Wallnußblättern thut  
 und ihn vierzehn Tage an einen reinlichen  
 Ort hängt. Alsdann kann man es ge-  
 brauchen.

Eine sehr gute Bereitungsort des Laabs  
 ist auch folgende. Es wird ein Rälberma-  
 gen sauber ausgewaschen, die darinnen

bes

befindlichen Klößchen geronnener Milch werden ausgelesen, die Haare davon ausgeklaubet und das Geronnene recht rein ausgewaschen. Hierauf wird der Magen eingesalzen und man läßt ihn drei Tage im Salze liegen. Alsdann siedet man fünf bis sechs Eier hart, hackt sie klein und menget sie mit vorgedachten Milchklößchen unter einander, füllet es zusammen in den eingesalzenen Magen, hängt diesen drei Wochen lang in Rauch, und hernach, wie ein anderes geräucherdes Fleisch an die Luft, damit er nicht stinkend werde. Zum Gebrauch schneidet man davon eine verhältnißmäßige Menge in Milch, und gießt solches in die Milch, die man laben will.

In England macht man verschiedene Sorten von Käse.

1) Frische Milch, oder Morgenmilchkäse. Des Morgens, wenn  
die

die Leute mit der Milch nach Hause kommen, wird ein großer Zuber in Bereitschaft gehalten, und die am vorigen Abend eingebrachte Milch sorgfältig abgerahmt. Man gießt die frische Milch, so warm als sie von der Kuh kommt, durch ein Sieb in den Zuber: Sodann gießt man auch die von der Abendmilch genommene Sahne durch eben dieses Sieb. Wenn sich diese mit der frischen Milch vermischt hat, wird sie derselben eine solche Fettigkeit geben, als diejenige hat, die man in den Städten unter dem Namen der Sahne zu verkaufen pflegt. Diese Sahne allein ist zu fett und wird mit etwas warmem Wasser verdünnet, damit sie desto leichter gerinne. Man muß davon so viel hineingießen, daß alles ziemlich warm werde. Wenn dieses geschehen ist, läßt man alles abkühlen und rühret es deswegen mit einer hölzernen Kelle um, bis es eben laulich ist; alsdann kann man das

Laab hineinthun. Das Verhältniß des Laabs, wenn solches nach der ersten Vorschrift gemacht worden ist, läßt sich so ziemlich bestimmt angeben. Auf vier Kannen Milch ist ein Löffel voll hinreichend, und sonach läßt sich das rechte Verhältniß auf jede Quantität bestimmen. Man muß das Laab mit einiger Sorgfalt aus dem Sacke nehmen, daß man dasselbe nicht rühret. Wenn man die gehörige Quantität hat, muß es sehr sorgfältig in die Milch durchgeseihet werden. Denn wenn das geringste von dem Geronnenen des Laabs in die Milch fällt, wird es in der dadurch gekäseten Milch nicht gesehen werden; und wenn es hernach beim Käsemachen mit dem übrigen vermischt wird, wird es den Fleck, wo es ist, anstecken und verderben, und jedermann, der mit der Sache bekannt ist, weiß, wie nachtheilig es ist, wenn der Käse einen verdorbenen Fleck bekommt. Es feh-

let



let niemals, daß er sich nicht weiter ausbreite und auch das übrige verderbe.

Wenn das Laab hineingethan ist, wird das Gefäß zugedeckt und eine halbe Stunde lang ruhig gelassen. Nach diesem nimmt man den Deckel ab, und wenn die Absonderung noch nicht geschehen ist, muß man nicht länger warten, denn das würde vergebens sein, sondern man muß mehr Laab hineinschütten. Außer dem Unterschiede der Stärke des Laabs selbst ist auch ein großer Unterschied unter der Milch. Eine Art Milch erfordert mehr als die andere. Hätte man nun mehr Laab hinzuthun müssen, so muß das Gefäß wie vorhin zugedeckt, zuweilen aber aufgemacht werden, um die Wirkung zu sehen. Sobald die Absonderung geschehen ist, muß das Geronnene wohl gestoßen und in den Molken umgearbeitet werden. Am besten kann man dieses

mit einer flachen breiten Kelle und nachher mit der Hand thun. Wenn die Masse eine Zeit lang umgerührt ist, wird sie geknetet und zwischen den Händen zusammen gepreßt und dann auf den Boden des Gefäßes hinunter gedrückt. Wenn die Masse auf dem Boden liegt, müssen die Molken mit einer flachen Kelle abgeschöpft werden, und indem dieses geschieht, muß der Käsenapf bei der Hand sein, die Masse einzunehmen. Die Masse wird mit den Händen aufgenommen und gebrochen und in den Napf, welcher unten löcherich oder von Ruthen geflochten ist, hineingedrückt. Wenn der Napf voll gefüllt ist, wird das Käsebret darüber gelegt, und mit einem Stein beschweret. In diesem Stande läßt man es so lange, bis alle übrige Molken, welche sich durch das Kneten mit der Hand nicht absondern wollen, nach und nach ausgepreßt sind. Wenn die Molken ausgetropfelt

felt

felt find, muß man ein großes Käsetuch naß machen, den Käse über das Bret legen, und dann darauf umkehren, das Tuch in den Napf und den Käse darein legen. Hierauf muß man mit einer dünnen flachen Butterfelle die Seiten allenthalben niederdrücken, das Tuch darüber schlagen, es in die Presse legen und mit einem guten Gewicht beschweren. Es bleibt so eine halbe Stunde lang unter der Presse, hernach muß der Käse in einem trocknen Tuche umgewendet und wieder hineingesetzt werden. Diesen Handgrif wiederholt man alle zwei Stunden. Man nimmt jedesmal ein frisches Tuch, und läßt es bis an den Abend des folgenden Tags unter der Presse; nur, wenn der Käse zum letztenmale umgewendet wird, thut man ihn ohne Tuch in den Napf. Aus der Presse thut man den Käse in einen Zober, reibt ihn mit Salz, und läßt ihn die Nacht über stehen. Am folgenden.

gen.

genden Morgen wird er wieder mit Salz erst auf der einen Seite, dann auf der andern gerieben, und über die Lauge gelassen, welche aus dem ersten und folgenden Salzen entstand. Wenn nun der Käse drei Tage also gelegen hat, wird er herausgenommen und zum Trocknen auf ein Bret gelegt. Unterdessen aber muß man immer darnach sehen und ihn täglich einmal mit einem trocknen Tuche abtrocknen und umwenden. Anfangs ist es gut, wenn er ein wenig geschwinder trocknet, als nachher; welches durch die Veränderung des Orts leicht zu bewerkstelligen ist.

Der jetzt beschriebene frische Milchkäse wird aus der Morgenmilch gemacht und bekommt einen Zusatz von der Sahne der Abendmilch des vorhergehenden Tages. Außer diesem bereitet man in England auch

2) Denn sogenannten Käse aus einer Milch, nemlich aus derjenigen, welche man des Morgens von den Kühen erhält. Dieser erfordert weniger Arbeit, indem man die Sahne nicht erst mischen und das Ganze für das Laab zubereiten darf. Wenn man einen Käse dieser Art machen will, eilt man mit der Morgenmilch so geschwinde als möglich nach Hause, um sogleich das Laab in die noch warme Milch zu thun. Die Milch wird in einen Zuber hineingeseihet, und Laab in obgedachter Quantität hinzu gethan. Käme die Milch nicht mehr warm nach Hause, so muß sie auf dem Feuer gelinde erwärmt werden, so, daß sie nicht wärmer ist, als sie von der Kuh kömmt. Man läßt sie sodann, wenn sie gelaabet ist, so lange bedekt stehen, bis die Käsematerie sich gesetzt hat, worauf der Käse auf vorherbeschriebene Methode bereitet wird.

3) Ein Käse von zwei Melkungen, wenn nemlich die Milch des vorhergehenden Abends mit der Morgenmilch vermischt wird, wird folgendermaßen gemacht. Die auf der Abendmilch schon stehende Sahne wird durch ihre Milch umgerührt, alsdann zur Morgenmilch gegossen, und lauwarm gemacht, worauf man sie laabet, und übrigens eben so, wie bei den vorhergehenden Käsen verfährt.

4) Noch eine andere Art Käse ist, wenn man die Abendmilch, nachdem die Sahne davon abgenommen ist, mit der unabgerahmten Morgenmilch vermischt.

Die Güte dieser Käse richtet sich nach der größern oder geringern Menge beigemischter Sahne. Der beste ist derjenige, welcher aus der Morgenmilch und aus der Sahne der Abendmilch besteht.

5) Unter allen englischen Käsen giebt man dem Ch ester käse den Vorzug. Dieser wird aus einer ansehnlichen Menge von einerlei Milch gemacht. Und da die Weide in dieser Gegend allein seine Güte erhebt, so fängt man mit der Bereitung dieses Käses im Mai an und höret damit am Ende des Septembers auf. In gedachter Provinz wird das Vieh in der Mitte des Aprils auf die Weide getrieben. Die ersten Käse aber werden nicht verkauft, weil sie herbe, mager und von schlechtem Geschmacke sind, sondern werden zur eignen Consumption bestimmt. Man findet die Weide zu geil, woran auch der Käse den Geschmack annimmt. Auch hat er nicht die gehörige Festigkeit, er verliert seine Gestalt, läuft auf, wird voller Löcher und eben so unansehnlich als übel schmeckend. Hieraus macht man den richtigen Schluß, daß

die Weide dem Käse die gedachten schlechten Eigenschaften gebe. Einige wollen den Fehler der Krausemünze zuschreiben, welche die Milch untauglich mache. Es befindet sich jedoch dieses Kraut den ganzen Sommer über auf der Weide, woraus andere schließen, daß es unschuldig sei. Allein es möchte doch wohl die Krausemünze die Ursache davon sein, und man könnte glauben, daß die Krausemünze mit der Zeit weniger strengschmeckend werde, oder nachdem sie zu Anfange abgeweidet worden, keinen starken Nachwuchs habe, wie man solches an vielen Pflanzen auf den Wiesen gewahr wird. Ist der Käse im April zu geil, so ist er hingegen im October zu mager, und von nun an wird der Käse auch nicht mehr zu Markte gebracht, sondern zu Hause verbraucht. Die Weiden in Ches hire sind dermaßen fett, daß man  
nicht



nicht nöthig hat, die neue Milch durch die Sahne einer ältern fett zu machen. Die Milch aber von einer Kuh, die erst gekalbet hat, ist nicht so gut, als einige Tage nachher; daher nehmen die Einwohner keine andere Milch, als von einer Kuh, die schon vier- bis fünfmal gemolken worden ist.

Bei dem Käsemachen selbst verfahren sie folgendermaßen. Wenn die Morgenmilch eingebracht ist, gießen sie dieselbe warm in einen Zuber, und thun Laab hinzu. Vier Löffel voll ist die Quantität zu so viel Milch, daß ein Käse von 100 Pfunden davon gemacht werden kann. Nach eingemischtem Laab wird der Zuber zugedeckt und in einer halben Stunde ist die Milch gekäset. Das Geronnene wird alsdann mit einer Schaumkelle niedergedrückt, und wenn

die

Die Molken ziemlich abgelaufen sind, so fängt man an, das Gefäsete mit den Händen durchzuarbeiten und ganz klein zu machen. Hierauf wird zu einer Masse von 100 Pfund ein Pfund Salz geschüttet und unter den Käse genau vermengt. Man thut nach diesem die Masse in ein feines Käsetuch, und bringt sie, wenn die Molken ziemlich abgelaufen sind, vier Stunden lang in die Form, setzt sie in die Käsepresse und preßt den Käse stark nieder. Nach Verlauf von vier Stunden wird der Käse aus der Presse genommen, die Außenseite gesalzen, in ein neues Tuch gelegt und wieder unter die Presse gebracht. Hier muß er noch vier Stunden stehen und unterdessen wird eine starke Lauge von Salz und Wasser gemacht und in einen großen Zuber gegossen. Der Käse wird aus der Presse genommen, in die Lauge gelegt, daß er  
ganz

ganz bedeckt ist, darin acht Tage liegen ge-  
 lassen und täglich einmal umgewendet. Nach  
 Verlauf dieser Zeit wird er herausgenom-  
 men und hingelegt, daß er hart und trof-  
 fen werde. Man schneidet nehmlich eine  
 Quantität Schilf ab und legt sie grün auf  
 einen Tisch. Der Käse wird drauf gelegt,  
 wenn er aus der Lauge genommen worden  
 ist. Am nächsten Morgen wird er umge-  
 wendet und mit einem Haartuch überall  
 abgewischt. Dieses muß zwanzig Tage  
 nach einander geschehen. Alsdann wird er  
 von diesem Schilflager genommen und auf  
 den Boden gelegt. Hier wird er alle drei  
 Tage umgekehrt und gerieben, bis er fest  
 und hart wird. Weil dieses die letzte Arbeit  
 ist, so muß sie mit Sorgfalt verrichtet wer-  
 den. Denn wenn er zu dieser Zeit nicht den  
 gehörigen Grad von Härte bekommt, so  
 hält er sich nicht. Es ist also eine Haupt-  
 sache,

sache, ihn lange genug liegen zu lassen und  
sorgfältig abzuwischen. Wenn der Käse  
fertig und hart ist, überreibt man ihn mit  
Butter. Zu hundert Pfunden Käse nimmt  
man ein halbes Pfund Butter.

## XXVIII.

## Wider das Gerinnen der Milch.

**D**as Gerinnen der Milch ist der Anfang vom Sauerwerden. Viele Körper werden an der Luft sauer, weil diejenige feine Materie, die in solchen Körpern die Säuerung hervorbringt, sich häufig in der Luft befindet, und sehr leicht damit in Verbindung tritt. So wie ich durch die Kunst vermittelst des Essigs oder des Citronensaftes die Milch kann gerinnend machen, so thut es in solchen Fällen die Natur von selbst. Die Erfahrung hat uns auch im Gegentheil

Mittel

Mittel an die Hand gegeben, die stärkste Säure zu entsäuern; oder ihr ihre saure Natur zu entziehen. Man gieße einmal über etliche Loth Potasche zweimal am Gewicht so viel reines Wasser und lasse es einige Stunden darüber stehen. Die Potasche löset sich dadurch leicht im Wasser auf. Diese Auflösung filtrirt man durch Löschpapier, um davon die der Potasche beigemischten erdigen Theile abzusondern. Gießt man von dieser nunmehr flüssigen Potasche so lange etwas in starken Essig, bis keine Luftbläschen mehr erscheinen, so hat der stärkste Essig seine Eigenschaft verloren. Er ist nicht mehr der vorige Essig, sondern ein ganz neuer Körper, welcher aus Essigsäure und Potasche besteht. So wie sich hier die aufgelöste Potasche mit dem Essig vereiniget, so vereiniget sie sich auch mit allem, was sauer ist, sie mag es finden, wo es

es

es sey; und daher kann man auch bewirken, daß die Säure in der Milch, welche das Gerinnen hervorbringt, mit der Potasche sich verbindet und nicht mehr auf die Milch wirkt. In einige Kannen Milch tröpfelt man nicht mehr als 10 bis 15 Tropfen, wodurch sie sich viel länger hält. Ist sie aber schon geronnen, so muß man sie auf dem Feuer einigemal damit aufwallen lassen.

Bei diesem Mittel, das ich in einigen Kunstbüchern habe empfohlen gefunden, gebe ich noch folgendes zu bedenken.

1. Es scheint mir dieses Mittel in solchen Fällen, wo man die Milch, als Milch, z. B. beim Caffee, bei Milchsuppen und dergleichen benutzt, sehr gut angewendet werden zu können.

2.

2. Allein in Wirthschaften, wo man aus der Milch die Butter gewinnen will, zweifle ich an dem guten Erfolge dieses Mittels. Denn wenn auch die geronnene Milch wieder hergestellt wird, so könnte vielleicht dadurch die Scheidung der Butter von den käsigen und molkigen Theilen verhindert oder doch sehr erschwert werden.

---

















